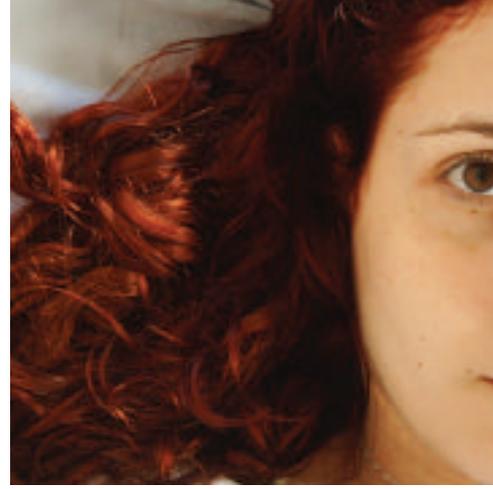


A man and a woman are standing on a gravel path. The man is wearing a green and yellow jacket, blue jeans, and white sneakers. He is holding a blue snowboard. The woman is wearing a red jacket, blue jeans, and brown shoes. She is wearing a colorful scarf and a striped beanie. They are both smiling. In the background, there is a large industrial facility with smokestacks and a parking lot filled with cars. The sky is overcast.

**TIEF IM WESTEN
DAS NRW-HEFT**



Wissen, was man will



Schlichte Parolen und einfache Wahrheiten hörst du jeden Tag. Wer nicht alles glauben will, braucht fundierte Standpunkte. Auf www.bpb.de holst du dir das politische Wissen zu den Themen, die dich angehen. Von A wie Arbeitsmarkt bis Z wie Zuwanderung.

www.bpb.de ist die Internet-Adresse für alle, die mehr Wissen wollen. Zum Beispiel über das politische System und die Geschichte Deutschlands. Die Rubrik „Themen“ bietet übersichtliche Schwerpunkte mit vielen Publikationen und Materialien zu allen Politikfeldern.

- **Einsichten gewinnen** – die „Informationen zur politischen Bildung“ und viele andere Publikationen zum online Lesen oder Herunterladen
- **Begriffe nachschlagen** – mit den politischen Online-Lexika auf www.bpb.de
- **Ansichten verstehen** – die Video-Interviews mit Experten und Zeitzeugen
- **Wissen bestellen** – Bücher, Magazine und CD-ROMs über den Online-Shop nach Hause liefern lassen
- **Pläne schmieden** – der Veranstaltungskalender und die Rubrik „Veranstaltungen“ mit Aktionen und Festivals rund um Politik und Gesellschaft



www.bpb.de

Politisches Wissen im Internet



Editorial

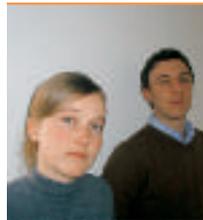
Nordrhein-Westfalen? „NRW“ – für Viele, die nicht hier leben oder arbeiten, ist es ein Land ohne Eigenschaften. Das Bindestrich-Land ist eher ein Gigant auf den zweiten Blick. Es ist reich an regionalen Kulturen und Rivalitäten, wie es Manfred Breuckmann im Gespräch darstellt. Die vielen Klischees, die hier kursieren, sind ein Symptom dieser kulturellen Intensität „tief im Westen“. Nicht umsonst sind viele unserer Pop-, Medien- und Kunststars in NRW zuhause, ist dieses Land Schauplatz diverser Serien, Filme, Romane. NRW ist so etwas wie das deutsche Kalifornien, eine unerschöpfliche Projektionsfläche unserer kollektiven Provinzialität. Die Hymne auf Westfalen, die Matthias Kalle anstimmt, hat in ganz Deutschland Stimmen. Als Heimstatt der „Bonner Republik“ hat diese Region die erfolgreiche westdeutsche Nachkriegsgeschichte auch politisch tief geprägt.

NRW ist auch nach wie vor einer der größten Wirtschaftsräume weltweit, ein enormer Markt für Dienstleistungen, Waren und Technologieentwicklungen. Großunternehmen der Energiebranche, Global Player der Medienindustrie haben hier ihre Zentralen. *Fluter* bietet dazu Einblicke und wichtige Fakten und zeigt, wie junge Menschen versuchen, hier ihren Weg zu finden.

Als Kerngebiet der industriellen Revolution in Deutschland und Geburtsland des „rheinischen Kapitalismus“ ist NRW auch ein Land mit immensen Herausforderungen, die der Dortmunder Landesplaner Hans Blotevogel beschreibt. NRW vereint Gegenden, die zu den reichsten Deutschlands gehören, mit solchen, die enorme Probleme haben, vergleichbar mit Regionen in den neuen Bundesländern. Und wenn in diesem Land gewählt wird, fiebert das politische System in ganz Deutschland dem Ergebnis entgegen. Nordrhein-Westfalen? Aber ja.

Thorsten Schilling

- 4 **Navigationssystem:** NRW steckt voller Überraschungen.
- 6 **Doppelpass:** Der Sportreporter Manfred Breuckmann über das Lebensgefühl im Pott.
- 11 **Volksmusik:** Was Lieder über das Land verraten.
- 12 **Strom aufwärts:** Warum junge Menschen auch heute noch ihre Ausbildung in der Kohleindustrie machen.
- 16 **Menschenkenntnis:** So ticken die Menschen zwischen Rhein und Weser – angeblich.
- 18 **Alte Welt:** Matthias Kalle liebt Ostwestfalen.
- 20 **Speisekarten:** Das Pommesbuden-Quartett.
- 22 **Lagebericht:** Wie es der früheren Hauptstadt Bonn heute geht.
- 26 **Wilder Westen:** So sehen sie aus, Land und Leute.
- 34 **Wirtschaftsberatung:** Der Landesplaner Hans H. Blotevogel über den schrumpfenden Pott und die Zeche in Bochum.
- 36 **Sendungsbewusstsein:** Der Radiosender Eins Live wird 10 Jahre alt.
- 37 **Impressum**
- 38 **Schichtwechsel:** Die interessantesten Nachwuchskünstler.
- 44 **Fahrbereitschaft:** Deutsche Gastarbeiter in den Niederlanden.
- 46 **Hilfsbereitschaft:** Was es mit dem Kölner Klüngel auf sich hat.
- 50 **Feierabend:** Gewinnen. Sonst nichts.



Friederike Knüpling, 23, und Max Scharnigg, 25, kennen sich aus in NRW. Friederike verbrachte ihre Kindheit in Bonn, Max einen Teil seiner Ausbildung in Köln. Daher war es für sie kein Problem, in drei Tagen einige der interessantesten Nachwuchskünstler des Landes zu treffen. Einzige Schwierigkeit: Als sie in Köln in ihr Hotel wollten, standen sie vor einer Absperrung: Eine Gasleitung war undicht, der Hotelvorplatz geräumt. >> Seite 38



Unser Fotograf Alfred Jansen, 35, weiß jetzt, wo man die beste Currywurst essen kann. Denn für dieses Heft hat er nicht nur die Nachwuchskünstler NRWs porträtiert. Er ist auch mehr als tausend Kilometer durch das Bundesland gefahren, um für das Pommesbuden-Quartett die legendärsten Frittenstuben zu fotografieren. Jansens persönlicher Favorit: das „Dönninghaus“ in Bochum. >> Seite 20



Theresa Bäuerlein, 24, fand es damals gar nicht so schlimm, dass Berlin 1991 ihre Heimatstadt Bonn als Hauptstadt ablöste. Nachdem sie für ihre Reportage stundenlang durch Bonn spaziert ist und gesehen hat, dass unter dem Bundesadler inzwischen Flamenco getanzt wird, findet sie jetzt, dass die Regierung unbedingt wieder zurückziehen sollte – eine Ansicht, der der Besitzer des Bundestagskiosks absolut zustimmt. >> Seite 22

Titelmotiv: Snowboarder auf dem Weg zur Skihalle Bottrop. Foto: Hendrik Lietmann

Weltberühmt in NRW

Pappnase

Für den Dokortitel der Dülkener Narrenakademie bedarf es keiner seitenlangen Promotion. Um sich „Doctor humoris causa“ nennen zu dürfen, muss man „Narrenweisheit“ beweisen: kritische Distanz zu weltlichen Dingen und zu sich selbst. Dokortitel erhielten zum Beispiel Goethe, Neil Armstrong oder Jockel Fuchs.



Fernreise

Wer nicht genug Geld für die Japanreise hat, fährt nach Düsseldorf. Über 7000 Japaner leben hier, so viele wie nirgendwo sonst in Europa. Japanisch essen, einkaufen oder ausgehen am Rhein – Tokio kann warten.



Rastplatz

Der deutsche Winter weckt die Sehnsucht nach dem Süden. Nicht bei rund 150 000 sibirischen Wildgänse. Die fühlen sich in den Auenlandschaften bei Xanten, Kleve und Kranenburg so wohl, dass sie dort überwintern.



Tiefgang

Wem tauchen lernen im Schwimmbad zu langweilig ist, der fährt nach Duisburg. Dort steht der Tauchgasometer – mit 13 Meter Tiefe und 45 Meter Durchmesser das größte künstliche Tauchgewässer Europas. Wo früher Gas gesammelt wurde, erforschen Taucher jetzt eine versenkte Luxusyacht, ein künstliches Riff oder üben höhlentauchen im angelegten Felsentunnel.



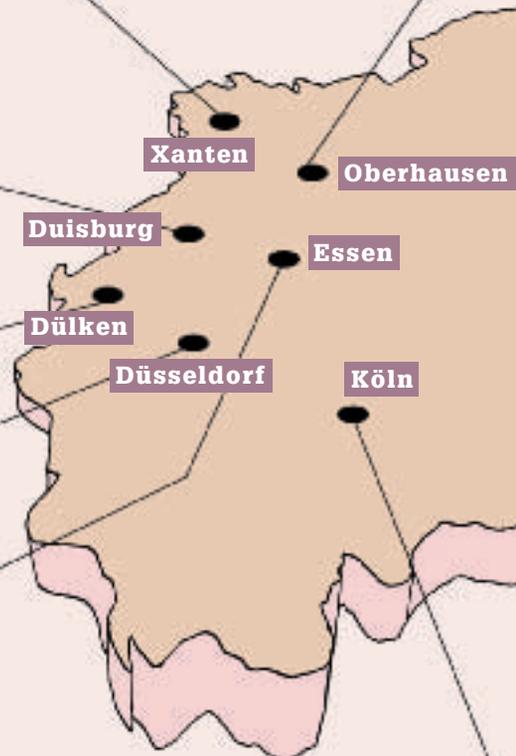
Erbschaft

1932 nahm in der Zeche Zollverein Schacht XII den Betrieb auf – damals war sie die modernste Zeche der Welt. Nach der Stilllegung Mitte der Achtzigerjahre sanierte das Land NRW den Bau und stellte ihn unter Denkmalschutz. Die UNESCO erklärte ihn 2001 zum Weltkulturerbe. Auf dem Programm stehen jetzt Konzerte, Ausstellungen, Installationen und Führungen durch das Symbol der Industriekultur.



Eurovision

Im Centro Oberhausen geht es um mehr als Shopping, es ist ein so genanntes Einkaufs- und Freizeitparadies. 70 000 qm Verkaufsfläche, 20 verschiedene Restaurants, ein großer Fastfood-Bereich mit Namen „Coca-Cola-Oase“ und rund 200 Geschäfte. Eine künstliche Stadt, in der man hemmungslos dem Kaufrausch verfällt.



Duftmarke

Frankreich, Land des Parfums. Von wegen! Die älteste Parfümfabrik der Welt steht in Köln. Jean-Antoine Farina gründete sie 1709, als er von Italien nach Köln zog. Zu Ehren der neuen Heimat nannte er die Kreation „Eau de Cologne“ – nicht zu verwechseln mit der Marke 4711, die erst 100 Jahre später entstand.



Weltmeister

Dritter Platz Changshu, China. Zweiter Platz Seattle, USA. Erster Platz: The City of Münster, Germany. In der Kategorie der Städte zwischen 250 000 und 700 000 Einwohnern gewann Münster den LivCom Award 2004 als „lebenswerteste Stadt der Welt“. Für seine schönen Grünanlagen, den herausgeputzten, Prinzipalmarkt, das Umweltbewusstsein und die Initiative der Bürger. Herzlichen Glückwunsch, liebe Münsteraner!



Feuerwerk

Den nördlichsten Vulkan Deutschlands findet man in Sandebeck. Er ist zwischen 7 und 14 Millionen Jahren alt und ein so genannter Vulkanit, ein Babyvulkan. Ohne den Kleinen wären die berühmten Mineralbrunnen und Quellen der Gegend nie entstanden.



14 Überraschungen zwischen Rhein und Weser.

Text: Christine Zerwes

Illustration: Frank Weichselgartner

Fabelwelt

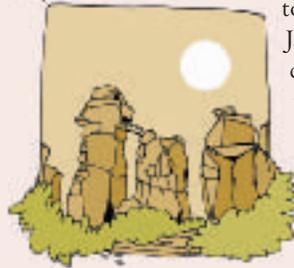
Im Teutoburger Wald sollen die Gebrüder Grimm viele ihrer Märchen gesammelt haben. Gut möglich, denn genauso stellt man sich die Gegend vor, durch



die Rotkäppchen spazierte: Wälder, Hügel, Heide- und Moorlandschaften – wie im Bilderbuch eben.

Glaubensfrage

Das „deutsche Stonehenge“ steht bei Detmold: die Externsteine. Die riesigen Sandsteinfelsen sind eine bekannte Kultstätte und Wahrzeichen des Teutoburger Waldes. Vor Jahrtausenden sollen die Germanen hier Rituale abgehalten haben. Viele Menschen glauben noch heute an die magische Kraft des Ortes.



Unterwelt



Im Sauerland gibt es mehr als 800 Höhlen – natürliche und künstliche. Besonders beeindruckend sind die vielen Tropfsteinhöhlen. Die größte, die Atta-Höhle in Attendorn, wurde 1907 nach einem Sprengschuss in die ehemaligen Biggetaler Kalkwerken zufällig freigelegt. Heute ist sie das größte und schönste zusammenhängende Höhlensystem Deutschlands.

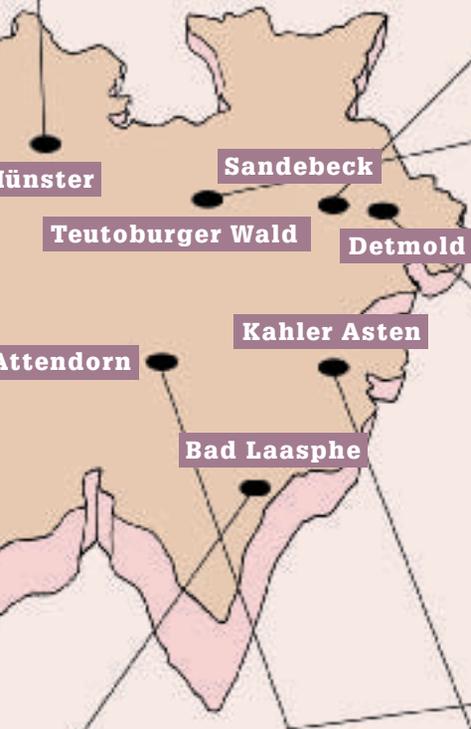
Weitblick

Der Kahle Asten ist mit 841 Metern nur der zweithöchste Berg Nordrhein-Westfalens. Trotzdem genießt man hier die beste Aussicht: Neben der Wetterstation auf dem Gipfel besteigt man den Turm, trinkt Kaffee im Ausflugslokal und blickt von 862 Meter Höhe hinab ins Land.



Empfang

Im „Internationalen Radiomuseum Hans Necker“ in Bad Laasphe finden Besucher die größte Radiosammlung der Welt. Das Museum führt durch die technische Geschichte des Radios seit 1918. Zur Sammlung gehören rund 3000 Geräte.





Fußballspiel in Düsseldorf Friedrichsstadt

Das richtige Ambiente



Die Liebe zu Karneval, Fußball und Bratwürsten eint die Menschen von der Eifel bis ins Münsterland. Aber da hören die Gemeinsamkeiten auch schon auf. Manfred „Manni“ Breuckmann, Sportreporter und Moderator beim Sender WDR, über Rivalitäten und Eigentümlichkeiten in NRW.
Interview: Johannes Nitschmann Fotos: Sorin Morar

Herr Breuckmann, wie würden Sie einem Amerikaner Nordrhein-Westfalen in wenigen Worten beschreiben?

Kunstgebilde, Zusammenschluss von Völkerschaften, die eigentlich nichts miteinander zu tun haben, Rheinländer, Westfalen und nicht zu vergessen die Lipper. Ich selbst bin fast ein halber Lipper. Deswegen lege ich großen Wert darauf, dass auch Lippe zu Nordrhein-Westfalen gehört. Das weiß aber kaum jemand.

Könnte man Nordrhein-Westfalen auch so beschreiben: Kölner Dom, Schalke 04, Pommes rot-weiß und Herbert Grönemeyer?

Ist nicht schlecht! Gefällt mir.

Sie halten Nordrhein-Westfalen für ein Kunstgebilde. Gibt es zwischen Rhein und Weser trotzdem so etwas wie eine Identität oder ein gemeinsames Lebensgefühl?

Das mit der gemeinsamen Identität ist immer mal wieder krampfhaft versucht worden. Vor 15 Jahren gab es ei-

ne Kampagne, da fuhren alle mit dem Autoaufkleber „Wir in NRW“ durch die Gegend. Aber das war aufgesetzt. Die Menschen fühlen sich als Rheinländer oder Westfalen, eher sogar noch als Kölner, Düsseldorfer, Dortmund- oder Bielefelder.

Tatsächlich ist es ja so, dass die einzelnen Regionen – insbesondere zu Karnevalszeiten – kräftig übereinander herziehen. Der Rheinländer macht sich über die Humorlosigkeit des Westfalen lustig oder den Geiz des Lippers, der Westfale wiederum verspottet die Unberechenbarkeit und Leichtlebigkeit des Rheinländers.

Es gibt ganz klar Rivalitäten zwischen Rheinländern und Westfalen. Das stelle ich ja bei mir selbst fest. Obwohl ich seit 1975 in Düsseldorf lebe, ergreife ich innerlich immer Partei für die Westfalen, die meines Erachtens völlig zu Unrecht angegriffen werden. Denn wir wissen ja alle, dass der Rheinländer falsch, hinterhältig und fies ist. Also genau das Gegenteil vom Westfalen.



Bolzplatz in Essen

Die Grenzlinien der Rivalitäten verlaufen in Nordrhein-Westfalen aber nicht nur zwischen dem Rheinland und Westfalen. Die beiden rheinischen Metropolen Düsseldorf und Köln zanken sich mitunter wie die Kesselflicker.

Die Kulturen dieser beiden Städte sind höchst unterschiedlich. Der Düsseldorfer ist auf Äußerlichkeiten fixiert, er ist immer sehr modern, zeigt gerne seine Statussymbole. Dagegen ist der Kölner erheblich bodenständiger und hat einen verschlageneren Witz. Im Karneval werden diese Unterschiede symbolhaft deutlich. Es ist kein Zufall, dass der so genannte Lackschuh-Karneval aus Düsseldorf kommt, während die Kölner so richtig auf die Pauke hauen. Dort ist alles viel ursprünglicher und tiefer verwurzelt.

Vom Karneval zum Fußball. Nirgendwo gibt es mehr Erst- und Zweitligisten als in Nordrhein-Westfalen. Warum sind die Menschen in dieser Region so fußballbegeistert?

Die Ursprünge des nordrhein-westfälischen Fußballs liegen im Ruhrgebiet. Wer das mal näher besichtigen und sich dreißig, vierzig

Jahre zurückversetzen lassen will, der soll zu Rot-Weiß Essen an die Hafestraße fahren. Da steht noch nicht eine von diesen modernen Arenen, wie sie jetzt überall gebaut werden und die Nivellierung des Fußballs beschleunigen. Wenn die Kumpel früher von der siebten Sohle hochkamen, dann haben sie nach der Maloche Fußball gespielt. Hier gab es in den Fünfzigerjahren die größte Auswahl an Spielern und die großen Traditionsvereine. Das Ruhrgebiet ist eine Wiege dieses Sports.

Ist Fußball denn ein typischer Arbeitersport gewesen?

Obwohl das historisch nicht wahr ist – in der späteren Ausformung trifft es wohl zu. In England, dem Geburtsland des Fußballs, waren es ja erst die Bürgersöhnchen, die es sich erlauben konnten zu kicken. Die hatten von ihren Wettbewerben ja sogar Arbeiter ausgeschlossen. Aber um die Jahrhundertwende war es dann schon ein Malochersport.

Davon ist der Fußball heute weit entfernt.

Ja. In Schalke und Dortmund versuchen sie zwar den Eindruck zu erwecken, dass die Tradition des Arbeitersports noch gepflegt wird. Aber das ist alles Fake. Inzwischen ist alles ein Geschäft geworden. Und das wird von Per-

sonen bestimmt, die die Seele des Fußballs nicht mehr begreifen, die nicht davor zurückschrecken, das Vereinslogo und den Vereinsnamen zu verpfänden. Dieser ökonomische Zugang zum Fußball zerstört die Grundlagen und die Fankultur, mit dieser Art von Fußballgeschäft will ich nichts zu tun haben.

Die Fußballfans im Ruhrgebiet halten die Tradition noch immer hoch. Dazu gehört auch die legendäre Rivalität zwischen Schalke 04 und Borussia Dortmund. Eingefleischte Schalker nehmen das Wort Dortmund gar nicht in den Mund. Die sprechen spöttisch von „Lüdenscheid“, wenn sie über ihren Fußballnachbarn reden. Wie ist es zu der Feindschaft gekommen?

Das ist aus der Tradition heraus begründet. Beide haben lange Zeit in den gleichen Klassen gespielt und sich gegenseitig die Butter vom Brot genommen. Als diese beiden Vereine 1997 im Europapokal spielten, schien es zeitweise so, als würde sich das nivellieren. Man skandierte da plötzlich Arm in Arm „Ruhrpott!“. Aber das hat sich – ich sage Gott sei Dank! – schnell wieder gelegt. Diese Har-



Karnevalisten in Köln

monieseligkeit sollte zwischen Blau-Weiß und Schwarz-Gelb nie eintreten. Der Zustand, wie wir ihn jetzt haben, wo man sich nicht mehr so gewaltig auf die Fresse haut, wie das früher der Fall war, aber die Rivalität doch noch ganz schön giftig ist, der sollte bestehen bleiben.

Sie sind im westfälischen Datteln geboren, arbeiten aber als Journalist bereits seit Jahrzehnten im Rheinland beim Westdeutschen Rundfunk in Düsseldorf und Köln. Wie haben Sie den Umzug verkraftet?

Der Liebe wegen bin ich 1975 nach Düsseldorf gezogen. Aber Düsseldorf liegt sehr nah am Ruhrgebiet, es gibt noch genügend Bezugspunkte. Das ist noch nicht so weit weg. **Und Köln?**

Köln ist schon wieder anders. Das ist innerlich schon deutlich entfernter vom Westfalenland und dem Ruhrgebiet. Viel schwieriger wäre es für mich, nach Stuttgart oder Leipzig zu ziehen. Da würde ich mich fremd fühlen. Aber Köln oder Düsseldorf, da höre ich noch viel heimatische Klänge und fühle mich nicht so auf den Mond geschossen.

Als Volljurist hatten Sie schon beinahe die Richterrobe an und haben sich dann doch für den Sportreporter entschieden.

Drei Jahre habe ich meinen juristischen Beruf ja ausgeübt. Zwar nicht in der typischen Form als Richter oder Rechtsanwalt, sondern im höheren Verwaltungsdienst des Bundespresseamtes. Da war ich als verbeamteter Regierungsrat tätig und habe bald festgestellt, dass ich eigentlich kein Beamter bin. Damals, Ende der Siebzigerjahre, habe ich auch als freier Mitarbeiter Fußballspiele übertragen. Irgendwann bekam ich ein Angebot vom WDR und dann, 1982, bin ich als Festangestellter zum Sender gegangen.

Im Laufe Ihrer Reportertätigkeit haben Sie eine Bratwurst-Hitparade in den nordrhein-westfälischen Bundesligastadien aufgestellt.

Die beste Bratwurst gab es in Wattenscheid. Die ist bis heute unerreichbar. Wattenscheid und Bielefeld – das waren die absoluten Spitzenreiter. Als ich vor zwanzig Jahren meine Hitparade aufgestellt hatte, bekam ich ein Schreiben von einem Anwalt, weil ich die Dortmunder Bratwurst niedergemacht hatte. Sie sei von „beeindruckender Geschmacksneutralität“, habe ich gesagt. Der hat behauptet, danach sei der Bratwurst-Absatz im Westfa-

lenstadion rapide heruntergegangen. Tatsächlich aber stand Dortmund zu jener Zeit im Tabellenkeller und es kamen immer weniger Leute ins Stadion, die Bratwurst essen konnten.

Was macht einen guten Radioreporter aus?

Er muss eine gute Stimme haben. Er muss in erster Linie nicht analytisch, sondern stimmungsmäßig gut da sein. Das unterscheidet ihn auch vom Fernsehkommentator. Er muss Spannung wiedergeben können. Aber keine künstliche, sondern wirkliche Spannung. Ein langweiliges Spiel ist auch ein langweiliges Spiel. Lügen darf er nicht. Und dann muss er ziemlich gut am Ball sein, eine schnelle Auffassungsgabe haben und darf nicht andauernd den falschen Torschützen nennen.

Was macht denn das Faszinosum der Radio-Konferenzschaltung im Fernsehzeitalter aus?

Das hängt damit zusammen, dass wir mit unseren Stimmen schon eine ziemliche Dramatik erzeugen können, die berühmten Bilder im Kopf. Die wird von den echten Bildern – beim TV-Sender Premiere gibt's ja auch eine Konferenz – nicht rübergebracht. Aber wir sind im Fernsehzeitalter und der Samstagnachmittag ist unsere letzte Bastion als Ra-

dio-Reporter. Wenn Länderspiele oder die Champions League live im Fernsehen gezeigt werden, dann sind wir nur noch die Restversorgung für Krankenschwestern und Lokomotivführer.

Zu Karnevalszeiten kommentieren Sie auch im Fernsehen seit über zehn Jahren schon den Düsseldorfer Rosenmontagszug. Gibt es irgendwelche Gemeinsamkeiten?

Beides ist sehr laut. Aber da hört's auch schon auf. Denn Karnevalsreportage geht nur unter Drogen.

Sie werfen vorher Drogen ein?

Ja, braune, flüssige.

Wie viel Alt brauchen Sie?

So sechs, sieben Alt brauche ich schon, um so richtig ins Ambiente zu kommen. Rosenmontagszug zu übertragen ist erheblich schwieriger als ein Fußballspiel. Eigentlich könnte der Zug so vorbeiflimmern und man könnte auf Kommentatoren verzichten. Musikkapellen sind dabei und es ist alles sehr bunt. Und die Namen der Präsidenten und wie lange es die einzelne Karnevalsgesellschaft gibt, das interessiert hinter Kappeshamm, ein dörflicher Stadtteil von Düsseldorf, schon keinen Menschen mehr.

Von den Fernsehkritikern bekommen Sie für Ihre witzig-ironischen Rosenmontagskommentierungen aus Düsseldorf immer Bestnoten. Aber was ist mit den Karnevalsfunktionären, wenn Sie den ganzen Kokolores durch den Kakao ziehen? Haben Sie mit denen noch keinen Stress bekommen?

Manchmal schon. Beim letzten Mal haben die sich beschwert, ich würde zu wenig Präsidentennamen nennen. Da habe ich dann eine Liste mit 15 Präsidentennamen gemacht und bei der letzten Übertragung des Rosenmontagszuges einfach so am Stück runtergerattert. Da waren die dann auch wieder beleidigt.

Neben dem Fußballreporter Werner Hansch gelten Sie als „Stimme des Westens“. Was gefällt Ihnen am Revier?

Die Menschen! Ich erzähle Ihnen eine kleine Geschichte, warum das so ist. Ich musste vor Jahren zu einer dieser legendären Jahreshauptversammlungen von Schalke 04 ins Gelsenkirchener Hans-Sachs-Haus. Ich wusste nicht, wo das ist. Dann habe ich an einem Taxistand gefragt. Der Taxifahrer sagte mir: „Komm, fahr mal hinter mir her!“ Als wir ankommen, drückt der auf die Hupe und verabschiedet sich. Im Rheinland wäre Geld verlangt worden. Das ist für mich ein typisches



Bier in Gelsenkirchen

Beispiel für die Menschen im Revier. Die sind kumpelig, haben Gemeinsinn und einen verschmitzten Humor.

Was stößt Ihnen denn auf am Reviermenschen?

Wenn der Reviermensch in der Gruppe ist, kann er auch ganz schön prallig sein. Auf Mallorca mache ich mir immer einen Spaß draus, einen Abstecher zum „Ballermann“ zu machen, weil da auch meine Kundschaft ist. Wenn der Westfale so richtig die Sau rauslässt, dann kann er sehr unangenehm sein.

Empfehlen Sie uns doch mal abseits von Pommes und Currywurst ein typisch nordrhein-westfälisches Feinschmeckergericht.

Ein typisches NRW-Gericht gibt es nicht. Eventuell könnte man Reibekuchen sagen. Den gibt es als „Rievkooche“ im Rheinland und als Kartoffelplätzchen oder Kartoffelpannekuchen in Westfalen. Das ist aber dann der kleinste gemeinsame Nenner.

Was ist in Ihren Augen der schönste Ort Nordrhein-Westfalens?

Datteln!

Ihr Geburtsort. Was gibt's denn da zu begucken?

Den Friedhof, auf dem ich früher immer sonntags spazieren gehen musste. Der ist wirklich sehr schön. Und die ausgeprägte Ka-

nallandschaft. Datteln ist ja der größte Kanalknotenpunkt Europas. Der Ort ist praktisch maritim, Datteln ist das Venedig Nordrhein-Westfalens.

Was sollte ich mir außer Datteln unbedingt ansehen, wenn ich in NRW bin?

Die schönsten Orte in Nordrhein-Westfalen liegen in den Mittelgebirgen. Attendorn im Sauerland, Bad Driburg in Ostwestfalen, Monschau in der Eifel – das sind alles sehr hübsche Orte. Aber es gibt manche Ecken im Ruhrgebiet, da glaubst du gar nicht, dass du dort bist. Zum Beispiel der südliche Teil von Essen. Wer das Ruhrgebiet kennen lernen möchte, sollte mal von Düsseldorf mit der S-Bahn nach Essen fahren. Am Düsseldorfer Hauptbahnhof einsteigen und sich allmählich über Ratingen und Hösel dem Ruhrgebiet nähern. Da kann man schon manche Überraschung erleben.

Manfred Breuckmann, 53, ist im westfälischen Datteln geboren. Er hat in Bochum und Marburg Jura studiert. Seit 1973 ist er beim Westdeutschen Rundfunk tätig. Bekannt wurde er als Fußballreporter, als die „Stimme des Westens“ in der Radio-Konferenzschaltung. Er arbeitet aber auch als Moderator für unterschiedliche WDR-Sendungen, u.a. das „Mittagsmagazin“. Seit 1975 lebt Breuckmann in Düsseldorf. Er ist verheiratet und Vater einer Tochter.

„Der letzte Cowboy kommt aus Gütersloh“

Es gibt viele schöne Lieder, in denen NRW besungen wird. Aber haben sie auch was mit der Wirklichkeit zu tun? Wir haben das mal überprüft.

„... alle spielense Fußball, aber keiner kommt weiter als bis **kurz vor der Liga, als ewiger Zweiter**. Und dann stehse anner Ecke, anner Bude, mit ner Fluppe, München und Hamburg sind dir völlig schnuppe. Lieber auffem Gasometer im Sturmesbrausen und alles, watte siehst, is Oberhausen.“

„Oberhausen“, Missfits ▶ Stimmt nicht, Rot-Weiß Oberhausen hat in den knapp hundert Jahren seiner Vereinsgeschichte bekanntlich 1969 den Aufstieg in die 1. Liga geschafft.

„Tausende von Menschen leben wie in einer Kiste. Viele zusammen, und zwar auf allerengstem Raum. **Hier und da und ab und zu, wächst auch mal ein Baum** Umwelt und Verschmutzung steht an erster Stelle. Nur Bundesabgeordnete machen hier die Welle.“

„Tatort Ruhrgebiet“, Too Strong

▶ Stimmt nicht. Die schöne Ruhrgebietstadt Dortmund ist die Stadt mit den meisten Grünflächen Deutschlands.

„Mir losse d'r Dom en Kölle“, Bläck Fööss

▶ Zweifellos richtig. Bei einer Gesamtlänge von 145 und einer Höhe von 157 Metern dürfte der Abtransport schwierig sein.

„Mer losse d'r Dom en Kölle, denn do jehööt hä hin. Wat sull di dann woanders, dat hätt doch keine Senn.“

„Zwischen Rhein und Weser das Herz der Welt. Hier bist du keine Nummer, **keiner sieht auf dein Geld.**“

„Ruhrgebiet“, Wolfgang Petry
▶ Recherchen beim örtlichen Einzelhandel und bei den Vermietern konnten die Behauptung leider nicht bestätigen. Die Durchschnittsmiete in Dortmund betrug 2004 fünf Euro pro Quadratmeter, in Essen sogar sechs bis sieben Euro.

„Und der Horizont raucht Pfeife / Da! das Stahlwerk, da! die Schlotte / Mannesmann und das ist Thyssen / Wo die andern jetzt malochen / Mit Kantinenfraß und Stech- uhr / Eisen kochen, Eisen gießen / Um mich rum die Bienen nippen / An den fetten Wiesenblumen / Sachte kippt die Sonne tiefer / Mücken in den Spinnenweben / arbeitslos – das ist das Wahre / **arbeitslos – das ist das Leben**“*

„Arbeitslos – Schöner Mai in Duisburg“, Wolf Biermann

▶ Trifft auf viele Menschen in Duisburg leider zu: Im Februar 2005 betrug die Arbeitslosenquote 18,1 Prozent.

„Einsam und immer unterwegs knabbert er den letzten Keks. **Der letzte Cowboy kommt aus Gütersloh** und sucht die Freiheit irgendwo.“

Thommie Bayer Band

„Der letzte Cowboy kommt aus Gütersloh“

▶ Klingt glaubhaft – im Jahr 2000 kamen Hunderte St.-Pauli-Fußballfans als Indianer verkleidet zum Aufstiegsduell gegen Gütersloh und skandierten Schlachtrufe wie: „Skalpiere, oh-oh“ oder: „Und du kommst an den Marterpfahl.“

Die zwei vom Revier

Kohle machte das Ruhrgebiet zum größten industriellen Ballungsraum Europas, inzwischen gilt sie als Energieträger von gestern. Warum beginnen trotzdem immer noch junge Menschen ihre Ausbildung in der Kohleindustrie? Zwei Antworten.

Text: Mathias Irlé Fotos: Axel Boesten

Stefanie Hoffmanns Finger sind perfekt manikürt, sie trägt einen dunklen Hosenanzug, eine weiße Spange hält ihr braunes, schulterlanges Haar. Stefanie Hoffmann ist eine elegante Frau, der nicht anzusehen ist, dass sie ihr Geld in der Kohleindustrie verdient. Ihr Arbeitsort ist ein Braunkohlekraftwerk in Niederaußem bei Köln.

Seit drei Monaten durchläuft die 24-jährige Diplomingenieurin ein Traineeprogramm bei der RWE Power AG. Gerade sitzt sie im mehrstöckigen Gebäude der Zentrale in Köln-Lindenthal und sagt: „Strom ist Energie und Energie ist das Vermögen, Arbeit zu leisten.“

Stefanie Hoffmann wusste schon mit 16 Jahren, dass sie einmal im technischen Bereich arbeiten wollte. Bereits das erste Praktikum ihres Studiums der Energie- und Umweltschutztechnik hat sie im Braunkohlekraftwerk in Niederaußem gemacht. Sofort war ihr klar: Das fühlt sich für mich passend an, das will ich machen. „Kohle riecht süßlich“, sagt Stefanie Hoffmann. Und: „Ich habe mir bei meiner Berufsfindung nicht reinreden lassen. Ich hatte klare Vorstellungen und konnte deshalb gezielt meinen Weg gehen.“

Auch wenn Stefanie Hoffmann in der Braunkohleindustrie arbeitet – die Kohle selbst sieht sie allenfalls mal aus der Ferne. Zurzeit arbeitet sie an einer „Wirkungsgradberechnung des Kraftwerks“, also an der Frage, wie man

das Kraftwerk effektiver, mit einem noch geringeren CO₂-Ausstoß betreiben kann. Es klingt wie eine Aufgabe für einen Unternehmensberater. Absolviert Stefanie Hoffmann deshalb das 15-monatige Traineeprogramm, weil Kohle jungen Menschen eine Zukunft bietet – vor allem dann, wenn man die Kohle nicht mehr berührt?

Fast lautlos geht es für Jakob Dick mit zwölf Metern pro Sekunde runter – Richtung Schacht „Heinrich“. Es ist dunkel in dem schmalen, länglichen Aufzug. Nur ihre Grubenlampen spenden den Bergleuten Licht. In ihren Jackentaschen stecken Flaschen mit Wasser, vor den Augen haben sie Schutzbrillen aus Plastik. Tiefer als im Bergwerk Ost in Hamm geht es in keinem Steinkohlebergwerk in Europa: Aus 1500 Metern unter Tage wird hier die Kohle an die Oberfläche gefördert. Es ist ein dreckiger, ein heißer und lauter Job, der wirkt wie aus einer vergangenen Epoche und der ausschließlich von Männern erledigt wird. In vier Schichten, morgens um sechs Uhr, mittags um zwölf Uhr, abends um 18 Uhr und nachts um 24 Uhr, geht es unter die

Von einst 3200 Zechen gibt es noch zehn.

Erde. Als Jakob Dick nach seinem Hauptschulabschluss und einem anschließenden Berufsgrundschuljahr bei der Deutsche Steinkohle AG einen Elektriker-Ausbildungsvertrag unterschrieb, kannte der heute 20-Jährige nur Grillkohle.

Seine Verwandten reagierten skeptisch, als er sich für diese Ausbildung entschied. Seine Eltern meinten, die Steinkohleindustrie sei „eine Branche ohne Zukunft“. Jakob Dick, der mit seinen deutschstämmigen Eltern vor 15 Jahren aus Russland nach Hamm kam, erkundigte sich daraufhin noch einmal beim Arbeitsamt. Er wollte wissen, wie hoch die Chancen seien, dass das Bergwerk noch bis zum Ende seiner Ausbildung existiert. Die Antwort war: Die drei Jahre werde es sicher noch bestehen.

Von den 3200 Zechen, die seit Beginn des industriellen Steinkohleabbaus Anfang des 19. Jahrhunderts entstanden sind, gibt es heute nur noch zehn. Und förderte man 1957 im Ruhrgebiet noch 123,2 Millionen Tonnen Steinkohle, so waren es im Jahr 2004 nur noch rund 23. Der seit der Kohlekrise 1958 und dem Beginn des Zechensterbens eingeläutete Strukturwandel der Region – das Erschließen neuer Wirtschaftszweige – ist heute noch nicht erfolgreich abgeschlossen: Die Arbeitslosenquote von gut 13 Prozent im Ruhrgebiet gehört zu den höchsten in den westlichen Bundesländern. Mittlerweile ist Jakob Dick im dritten Lehrjahr. Obwohl er die ersten zwei davon ausschließlich über Tage verbracht hat und unter Tage vor allem für die Wartung von elektronischen Anlagen zuständig ist, muss er sich immer wieder den gleichen Vorwurf anhören: Die Kohle hole man besser aus Polen, dann könne man sich die Subventionen für seinen Arbeitsplatz sparen. Jakob Dick antwortet dann, dass er nicht Bergmann, sondern Elektriker sei, der später in vielen Branchen tätig sein könne. Und er versucht zu erklären, dass aufgrund der welt-



Stefanie Hoffmann in ihrem Braunkohlekraftwerk in Niederaußem.

weit steigenden Nachfrage nach Steinkohle einige Zechen auch in Deutschland wieder rentabel arbeiteten. Außerdem sei es wichtig für Deutschland, heimische Kohle zu haben, da Gas und Öl aus Krisenregionen kommen, aus dem Nahen Osten, Russland und Nordafrika – und die Regierung den Ausstieg aus der Kernenergie vorantreibt. Deshalb sei es in Ordnung, dass der Steinkohlebergbau in Deutschland 2004 mit insgesamt 2,2 Milliarden Euro subventioniert wurde. Dies sei der Preis für eine Versorgungssicherheit. Doch die Leute wollen seine Argumente meist nicht hören. „Hier rein und da raus“, sagt er.

Von Köln-Lindenthal kommend, fährt Stefanie Hoffmann durch Niederaußem, vorbei an der Sparkasse und der „Regenbogen Apotheke“ auf ihr Braunkohlekraftwerk zu. Dichte Dampfwolken, die den Türmen des Kraftwerks entweichen, verhindern den Blick in den Himmel. Es riecht süßlich, nach Braunkohle. Stefanie Hoffmann hört hinter dem Steuer ihres Wagens für einen Moment auf, eine Melodie zu pfeifen, dann sagt sie: „Der Wind steht ungünstig.“ Sie klingt wie ein alter Seemann, der von seinem Fischkutter aus das Wetter vorhersagt, routiniert. Sie ist wie die meisten Menschen, die in dem und um das Kraftwerk arbeiten, in der Gegend um Niederaußem aufgewachsen. Sie alle haben einen Bezug zur Braunkohle, auch zu den Dampfwolken.

Bis zum Jahr 2045, wenn Stefanie Hoffmann 63 Jahre alt ist, gibt es für den Abbau der Braunkohle, die im Kraftwerk verbraucht wird, eine Genehmigung. Stefanie Hoffmann hat keine Angst um ihre berufliche Zukunft. Ob es ihr bei einem Arbeitsplatz im Steinkohlebergbau, wie Jakob Dick ihn hat, genauso gehen würde? Einen Moment schaut sie in den Himmel, als gebe es in den Dampfwolken die Antwort. Dann sagt sie, dass die beiden Kohlesorten sehr viel Ähnlichkeit miteinander haben: Beide sind uralte, nur ist die Braunkohle einige Millionen Jahre jünger. Und beide Sorten sind endliche Ressourcen, wenn auch voraussichtlich noch für mehrere hundert Jahre verfügbar. Zwar forderten heute immer mehr Leute, die Gewinnung von Energie aus Kohle aus Umweltgründen zu drosseln. Doch noch existierten keine überzeugenden Alternativen, die Kohle im heutigen Energiemix in absehbarer Zeit zu ersetzen, meint Stefanie Hoffmann.

Derzeit liegt der Anteil von Energie aus Kohle an der verbrauchten Gesamtenergie in der EU bei rund 20 Prozent, weltweit sogar bei

gut 25 Prozent. Ähnlich wichtig sind nur Erdöl (40 Prozent weltweit) und Erdgas (25 Prozent weltweit). Der Anteil der Energie aus erneuerbaren Energiequellen – Wasser- und Windkraft sowie Solarenergie – und Kernkraft liegt lediglich bei insgesamt rund 10 Prozent. Gleichzeitig steigt der Bedarf an Energie – bis zum Jahr 2030 weltweit schätzungsweise um rund 60 Prozent, allen voran in Ländern wie Indien und China. Es ist schwer vorherzusehen, aus welchen Quellen die Energie der Zukunft kommen wird, ob man wieder verstärkt Kernkraftwerke bauen oder mehr Gas fördern wird, oder der Anteil regenerativer Energien steigt.

Stefanie Hoffmann jedoch ist sicher: „Steinkohle hat, global gesehen, in jedem Fall eine Zukunft.“ Außerdem könne derjenige, der unter Tage gearbeitet hat, auch andere Aufgaben übernehmen. „Jeder, der dort arbeitet, hat schon bewiesen, dass er belastbar ist.“

In 1200 Metern Tiefe verhalten sich das Gestein und der Berg fast wie Wasser. Sie drücken von oben auf den Stahl, der die Gänge unter Tage ummantelt, gleiten an dem Stahl ab und drücken von unten den unbefestigten Boden in die Höhe. Mit einer Art Bagger muss der Boden immer wieder gesenkt werden. Sind die Bagger defekt, ist es ei-

„Kohle hat in jedem Fall eine Zukunft.“

ne der Aufgaben von Jakob Dick, sie zu reparieren. Steine knirschen unter seinen Sicherheitsschuhen, während er einen breiten Gang entlangläuft. „Man vergisst zwar, dass man sich über einen Kilometer unter der Erde befindet, dennoch spürt man einen Unterschied zur Arbeit oben. Wer hier nicht spürt, dem wird Dampf gemacht“, sagt Jakob Dick. Klar, direkt und vor allem laut. Als er anfang, unter Tage zu arbeiten, musste er erst einmal lernen, zurückzubrüllen. „Dafür“, sagt er, „gibt es hier keine Bürointrigen.“

Der neueste „Block“ des Braunkohlekraftwerks in Niederaußem ist türkis und grau, abgerundet an den Ecken und sieht harmlos aus wie ein Spielzeugklotz. Stefanie Hoffmann winkt einem bärtigen Mann freundlich zu, der vor ihrem Auto die Straße überquert – „ein Statistiker von uns“. Dann schweifen ihre Gedanken nach Kuba. Dort war sie ein halbes Jahr, um Daten zu sammeln

für ihre Diplomarbeit zum Thema „Energiebilanz in Kuba und Möglichkeiten für regenerative Energien“. Da wurde ihr zum ersten Mal klar, welcher Luxus es ist, wenn ein Land Energie im Überfluss hat; und was kulturelle Unterschiede bedeuten können, zum Beispiel ein gemeinsames Verständnis von Arbeit. „In Niederaußem sind alle Kollegen mit großem Engagement dabei, wir wollen alle Strom produzieren und nur im Team können wir erfolgreich sein.“ Bei dem Gedanken, dass Menschen, die in einem Kraftwerk arbeiten, nicht pünktlich sind, muss sie lachen, so sehr widerspricht dies ihrer eigenen Einstellung.

Vor wenigen Monaten waren Kubaner zum Gegenbesuch in Deutschland. Weil sie so begeistert waren von dem Kraftwerk und der Arbeitsweise, machten sie jede Menge Fotos. „Die wollten die Anlagen allen in ihrer Heimat zeigen“, sagt Stefanie Hoffmann.

Im Bergwerk Ost in Hamm machen schon einige der Arbeiter Witze, sie würden bald Mandarin sprechen; so oft kommen Chinesen zu Besuch, die sich über deutsche Steinkohlebergbautechnik informieren wollen. Jakob Dick, der im Aufenthaltsraum über Tage sitzt, pickt mit seiner Gabel in ein Stück Currywurst, dazu gibt es Pommes rot-weiß. „Wenn man da unten ist“, Jakob Dick spricht von der Arbeit in 1200 Meter Tiefe, „verstehst man erst, welche Arbeit, wie viel Schweiß und Logistik in der Kohle stecken.“ Dennoch, sonderlich emotional verbunden ist er bis heute nicht mit der Kohle. „Das ist ein Job, der halt gemacht wird.“ Anschließend zieht man die Bergmannsuniform aus, duscht sich und cremt die Augenbrauen mit „Bergauf“-Augenreinigungssalbe – nur so kann man den feinen Kohlestaub auch aus den Haaren entfernen und die Eltern denken nicht mehr, man habe sich nicht geduscht. Weil ihm nach der Arbeit langweilig war, hat Jakob Dick angefangen, dreimal pro Woche Taek Wan Do zu lernen. Außerdem hat er seit kurzem ein Auto. Das Ausgehen am Wochenende an die interessanten Orte, nach Dortmund oder Oberhausen, erleichtert das enorm. „Ich würde gerne hier, in Hamm, bleiben, wenn es sein muss auch in einer anderen Branche“, sagt Jakob Dick. „Weil ich hier mein Umfeld habe. Nicht in erster Linie wegen der Kohle.“

Nur ein paar Kilometer vom Braunkohlekraftwerk in Niederaußem entfernt, gar nicht weit weg von der Gokart-Bahn der Schu-

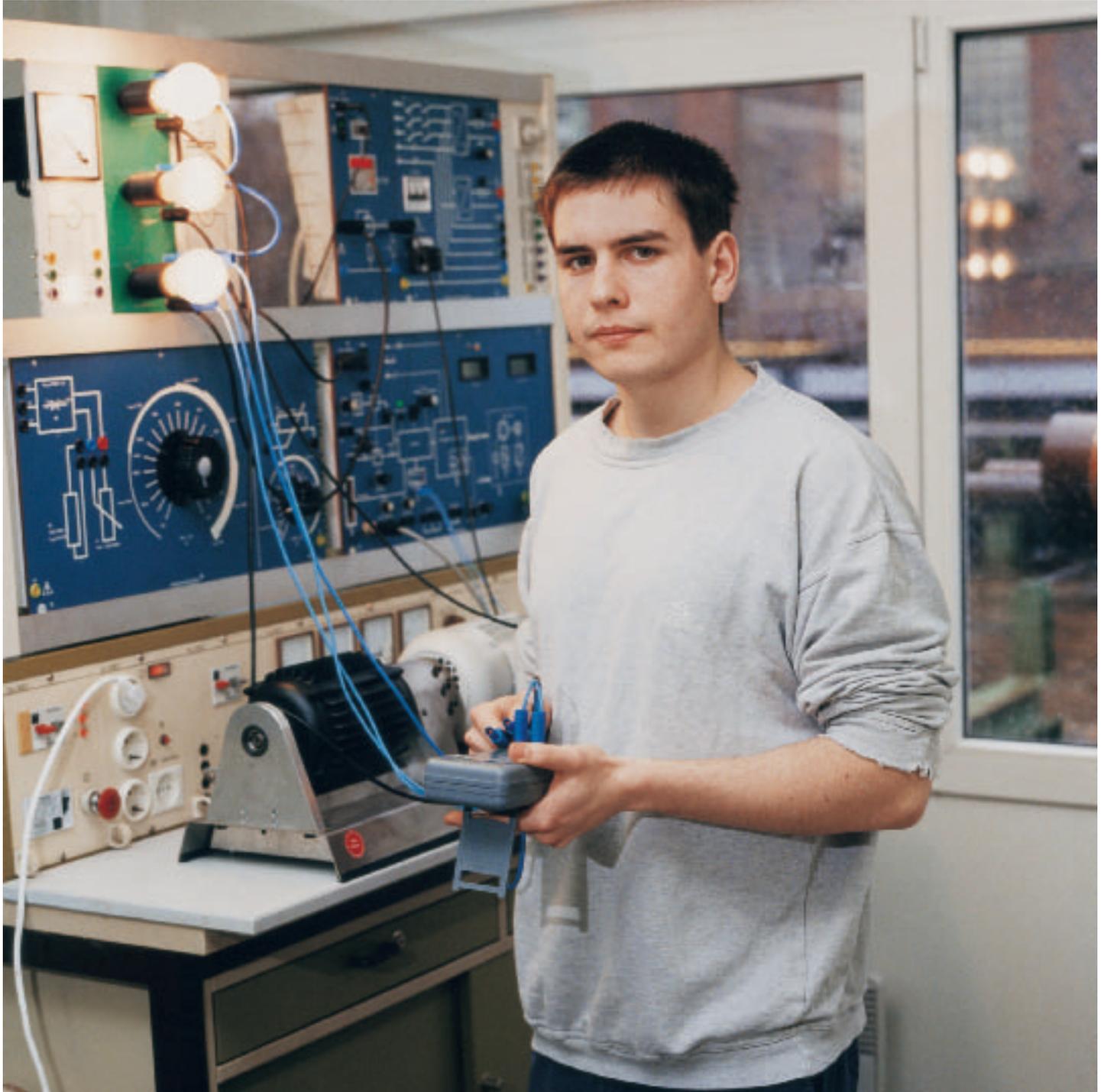
macher-Brüder, liegt der Aussichtspunkt „Braunkohletagebau Hambach“. In einer gewaltigen Grube, mehrere hundert Fußballfelder groß und rund hundert Meter tief, wirken die gelben Bagger wie Ameisen, über Fördertürme wird abgebaute Braunkohle verladen.

Stefanie Hoffmann blickt hinab, dann sagt auch sie: „Es ist beeindruckend, wenn man sieht, was für Arbeit in der Kohle steckt.“ Für

einen Moment scheint sie den Anblick der Mondlandschaft still zu genießen. Schon in wenigen Tagen muss sie im Rahmen ihres Traineeprogramms für drei Monate in die Zentrale von RWE Power nach Essen. Dort wird es um Strompreisberechnungen gehen, anschließend geht es vielleicht zu einem Tochterunternehmen nach England.

Sie habe schon das Gefühl, sagt Stefanie Hoffmann, mit ihrer Arbeit etwas für die Men-

schen in ihrer Region zu tun. Deshalb strebt sie momentan auch keine internationale Laufbahn in der Energiewirtschaft an und auch über andere Karriereschritte will sie derzeit nicht spekulieren. Sie möchte einfach Stück für Stück weitergehen. Im rheinischen Revier zu bleiben wäre alles andere als schlimm. „Schließlich“, sagt Stefanie Hoffmann, „ist mein Arbeitsplatz bei der Braunkohle.“ Es klingt wie: In Niederaußem bin ich schon am Ziel.



Jakob Dick in den Ausbildungsräumen des Bergwerk Ost in Hamm.



Landeskunde



DER/DIE MÜNSTERANER(IN)



DER/DIE SAUERLÄNDER(IN)



DER OSTWESTFALE/ DIE OSTWESTFÄLIN (AUS BIELEFELD, MINDEN, HERFORD ODER PADER- BORN)



DER/DIE RUHRGEBIETLER(IN)



DER/DIE DÜSSELDORFER(IN)



DER/DIE KÖLNER(IN)



DAS DENKT ER VON SICH SELBST

gebildet, weltoffen, tolerant, kinder- und umweltfreundlich, kurz: der Gutbürger schlechthin

bauernschlau und naturverbunden, da er in einer intakten Welt der Dorfgemeinschaft und Vereine aufgewachsen ist

Teil einer tiefen, herzlichen Gemeinschaft zu sein, in der eigene Gesetze gelten und in der man sich mit wenigen Worten versteht, zu der Fremde sich den Zugang jedoch hart erarbeiten müssen

der Einzige, der noch sagt, was er denkt: ehrlich und direkt

eleganter und lebensbejahender Bewohner der Kunst-, Mode-, Werbe- und Karnevalshauptstadt Deutschlands

kontaktfreudige, tolerante Frohnatur, die jeden so sein lässt, wie er will – Hauptsache, er hat Spaß dabei

MIT DIESEM KLISCHEE HAT ER ZU KÄMPFEN:

Fahradhelm tragendes, verwöhntes Weichei, das vor allem eins ist: fern von jeder Realität

Bauer oder Landei, das sich – weil ihm nichts anderes übrig bleibt – seine langweilige Gegend notorisch schönredet

wortkarger Sturkopf, der aus seiner Verschrobenheit eine Tugend macht und Probleme gerne mit einem Klaren löst

distanzgeminderter Schrebergartenbesitzer, der noch immer den geschlossenen Zechen nachtrauert

gelangweilte, studiogebräunte, ungenierte Pelzmantelträger, die sich selbst maßlos überschätzen

oberflächlicher, notorischer Gute-Laune-Verbreiter, den man nur mit einigen Kölsch ertragen kann und der entweder schwul ist oder beim Fernsehen arbeitet

DAFÜR SCHÄMT ER SICH

die Fixerszene rund um den Aasee und die Besucher der größten Kegelparty Europas, die jährlich in Münster stattfindet

wenn wieder fast den ganzen Winter lang seine Skilifte „im nördlichsten Skigebiet Deutschlands“ wegen Schneemangel still stehen müssen

kurioserweise: für eigentlich nichts

die Skihalle in Bottrop, in die niemand will

dass die Stimmung in Düsseldorf Altstadt am größten ist, wenn Kölner Karnevalslieder gespielt werden

wenn er für den Job nach Düsseldorf pendeln oder gar umziehen muss

Warum Kölner und Düsseldorfer sich nicht leiden können, Ostwestfalen sich für nichts schämen und womit der Sauerländer am liebsten angibt. Ein Klischee-Schnellkurs. *Text: Mathias Irle*

DAMIT PRAHLT (UND NERVT) ER

dass in Münster das einzige Fahrradparkhaus der Welt steht und Götz Alsmann in der Stadt wohnt

mit den Niederländern, die angeblich so zahlreich wegen der außergewöhnlichen Berglandschaft im Sauerland Urlaub machen

mit Heldentaten in der Herforder Diskothek „Kick“, mit dem Bielefelder Unternehmen Dr. Oetker und überhaupt: mit der Härte einer Jugend in solch einer Gegend

mit der Büdchenkultur (diesen Kiosken, die an jeder Ecke stehen), den Fußballvereinen und damit, dass das Ruhrgebiet eigentlich die größte Stadt Deutschlands ist

dass Claudia Schiffer hier in einer Disco entdeckt wurde, mit den Toten Hosen und den silbernen, schiefen Gebäuden des Stararchitekten Frank Gehry

mit der größten Schwulenszene außerhalb San Franciscos, BAP, den Millowitschs und der besten Sporthochschule Deutschlands, der SpoHo

DAMIT VERBRINGT ER SEIN WOCHENENDE

die Barbourjacke anlegen, mit dem Volvo/dem Fahrrad zum Markt fahren, um überteuertes Gemüse direkt vom Erzeuger zu kaufen

in die Großstädte angrenzender Regionen zum Ausgehen oder Einkaufen fahren, weil es so etwas bei ihm nicht gibt; oder: Winterreifen aufziehen

sich für eine Umgehungsstraße im „Kurort“ Bad Oeynhausen einsetzen, durch dessen Hauptstraße viele Menschen aus NRW genervt mit dem Auto fahren müssen, wenn sie Richtung Berlin wollen

grillend, am Büdchen, im Fußballstadion oder darüber diskutierend, wie weit das Ruhrgebiet reicht

flanierend auf der pompösen Einkaufsstraße Kö; oder Altbier trinkend und darauf wartend, dass Fortuna Düsseldorf endlich wieder in die Bundesliga aufsteigt, damit das modernste Fußballstadion Deutschlands, die LTU Arena, irgendeinen Nutzen hat

egal, ob auf einer Straßenparade, in der Kölner Philharmonie, bei einer Lesung oder einer Rheinfahrt – Hauptsache, mit Kölsch

DAS WISSEN NUR INSIDER

Eine Million Holländer drängen sich jedes Jahr auf dem Münsteraner Weihnachtsmarkt; ohne Familie oder als Nichtstudent kommt man sich in dieser Stadt schnell fehl am Platze vor.

Die Veltins- und Warsteiner-Brauereien sind im Sauerland beheimatet. Damit ist das Sauerland eine der wichtigsten Bierregionen Deutschlands.

Der Papst hat mal Paderborn besucht und Iris Berben kommt aus Detmold.

Schalke ist ein Stadtteil von Gelsenkirchen.

Der wohl dekadenteste Club Deutschlands, das „Sams“, ist in Düsseldorf. Dank Löwensenf gilt die Stadt als Senfmetropole. Das Brauchtum, Karneval zu feiern, endet gleich hinter den Stadtgrenzen.

Der wichtigste Therapeut der Kölner heißt „Domian“ und ist ein Radiomoderator, den man nachts in seiner Show anrufen kann. Die Lindenstraße wird – trotz der Münchner Nummernschilder – in Köln gedreht.

ER PFLEGT EIN BESONDERES VERHÄLTNIS ZU

allen Bewohnern der umliegenden Kleinstädte, die beim Autofahren keine Rücksicht auf die Fahrradfahrer nehmen und am Wochenende über Münsters beschauliche Kneipen herfallen

seinen Nachbarn im Süden, den Siegenern, die er für noch provinzieller hält, als ihm selbst vom Rest NRWs nachgesagt wird

allen Großstädten Deutschlands, wo sich Ostwestfalen wieder zu verschworenen Gemeinschaften zusammenrotten

den Düsseldorfern: Hier fällt er zu Karneval und abends in die Altstadt ein und freut sich, wenn sich die Düsseldorfer pikiert abwenden

den Kölnern, weil sie statt Altbier Kölsch trinken, behaupten, sie hätten den besseren Karneval und die wichtigere Kunstszene; und weil sie auch sonst in vielem den Düsseldorfern ähneln

den Düsseldorfern: Weil er überzeugt ist, sie wären gerne so wie er



NICHTS. UND DOCH ALLES

Ostwestfalen ist hässlich, meint Matthias Kalle. Und doch gibt es keinen Ort, an dem er glücklicher sein könnte. Eine Hymne auf einen unterschätzten Landstrich.

Früher, als ich niemals verliebt war und nur einmal in der Woche badete, da dachte ich: Wenn hinter dem Haus meiner Familie keine Bäume stehen würden und dahinter keine anderen Häuser und wenn da auch nichts mehr kommen würde – wenn also hinter dem Haus meiner Familie nichts wäre, überhaupt gar nichts, nur Fläche und Weite, dann müsste man doch eigentlich, vorausgesetzt, dass man gute Augen hat, die Freiheitsstatue sehen können. Und es gab eine Ecke, wenn ich da stand, war vor mir kein Baum und kein Haus – da war außer Fläche und Weite überhaupt gar nichts. Aber die Freiheitsstatue konnte ich nicht sehen. Damals dachte ich, es liege an meinen Augen. Die einzige Statue, die ich vom Haus meiner Familie sehen konnte, war die von Kaiser Wilhelm.

Ich war sechs oder sieben Jahre alt und hatte keine Ahnung von der Erdkrümmung oder von anderen Naturgesetzen. Aber ich hatte eine Ahnung von New York. Ich ahnte, dass es da irgendwie besser ist. Spannender. Gefährlicher. Schöner. Größer. Das lag aber nicht an New York. Überall – das ahnte ich nicht, das wusste ich – war es spannender, gefährlicher, schöner und größer als an einem Ort, von wo aus man das Kaiser-Wilhelm-Denkmal sehen kann. Dieser Ort, der Ostwestfalen heißt. Dessen Name schon so absurd ist. Ostwestfalen. Ja, was denn nun? Folgendes!

Der „Komiker“ Rüdiger Hoffmann beschädigt seit Jahren das Image Ostwestfalens, so wie Ottfried Fischer seit Jahren das Image Bayerns beschädigt. Hoffmann, der sich neuerdings anzieht wie ein 14-jähriger Professorensohn, der auf einer Party mal ordentlich knutschen, mindestens aber mal kiffen will, trägt seine dünnen Witzchen mit Ruhe und Langsamkeit vor. Er glaubt, damit ein Stilmittel der Ostwestfalen in den Rest Deutschlands zu transportieren, um Humor zu suggerieren. Das ist grundfälsch, denn der echte Ostwestfale hat überhaupt keinen Humor – wozu auch? Der echte Ostwestfale ist ein Melancholiker, der in seiner Jugend wegen seiner Herkunft am Leben zweifelt und sich im Alter mit den Dingen arrangiert. Weil das so ist, tritt der echte Ostwestfale nicht öffentlich auf. Es gibt keine bekannten, erst recht keine berühmten Ostwestfalen, denn das Zurschaustellen der eigenen Person ist die Sache des Ostwestfalen nicht. Rüdiger Hoffmann ist im Grunde seines Herzens Rheinländer oder

Münsteraner oder Schlimmeres. Der Rheinländer hat den Rhein, der Münsteraner das Münsterland und wir Ostwestfalen, wir echten, wir haben gar nichts, nicht einmal einen vernünftigen Fußballverein. Deshalb spielt der Ostwestfale lieber Handball und trinkt danach ein Bier und einen Korn, um die Hässlichkeit, in der er lebt, zu vergessen. In Ostwestfalen stehen die wahrscheinlich hässlichsten Häuser von ganz Deutschland. Deshalb hat Ostwestfalen die hässlichsten Dörfer und diese Hässlichkeit färbt ab auf die Menschen und ihre Kleidung, bei manchen auch auf ihr Denken und auf die Essgewohnheiten: Stippgrütze gilt manchen als Delikatesse, andere wählen Schlachterplatte mit Fleischbeilage als ihre Leibspeise. Wird der Ostwestfale übermütig, fährt er nach Bielefeld; flippt er aus, nach Hannover.

Wenn er kann, zieht er ganz weg, ich konnte das mit 19 und tat es. Und doch: Es gibt keinen Ort, an dem ich glücklicher sein könnte. Denn die Abwesenheit von allem bedeutet auch, dass alles denkbar, alles machbar, alles möglich ist. Ostwestfalen ist wie eine Projektionsfläche – alle Träume, alle Sehnsüchte kann man auf dieser Fläche sehen und Ostwestfalen zwingt einen dazu, Träume und Sehnsüchte zu haben, und vor allem, sie immer wieder zu überprüfen und zu erneuern. Und deshalb fahre ich alle zwei Monate nach Hause, steige in das Auto meines Großvaters, und fahre los, vorbei an Wiesen, Wäldern, Äckern, an Orten wie Espelkamp, Rahden, Friedewalde, Hille, Tonneheide. Und irgendwann fahre ich wieder zurück, stelle den Wagen auf dem Hof meiner Großeltern ab und gehe den alten Feldweg entlang, der durch die Felder und die Wiesen führt und von wo ich früher hoffte, einen Blick auf die Freiheitsstatue zu bekommen. Aber da war nichts, außer ein paar Bäumen, ein paar Häusern und sonst nur Fläche. So viel Fläche, dass die Sehnsüchte eines Lebens kaum reichen, um sie zu füllen. Mehr Möglichkeiten kann einem kein anderer Ort bieten. Ostwestfalen ist das Land der unbegrenzten Möglichkeiten.

Matthias Kalle, 29, lebte 19 Jahre in Ostwestfalen, danach in Leipzig und München. Heute wohnt er in Berlin und ist Chefredakteur des Hauptstadtmagazins „zitty“.

Auf www.fluter.de schreibt Oliver Gehrs, warum er Paderborn nicht leiden kann.

Fritten zwei Euro siebzig, sticht!

1A Alter Markt Grill / Tönisvorst bei Krefeld



Geöffnet seit: 1983

Preis für Pommes Currywurst Mayo: 3,30 €

Anzahl der Gerichte: über 80

Bekannteste Gäste: Margarete Schreinemakers, Bürgermeister Albert Schwarz und das halbe Ordnungsamt

Sitzplätze: 18

Gewicht des Besitzers: 65 kg

2A Pommes Rot-Weiss / (früher Bonde's Grill) Dortmund



Geöffnet seit: 2003

Preis für Pommes Currywurst Mayo: 2,70 €

Anzahl der Gerichte: ca. 10

Bekannteste Gäste: Borussia-Dortmund-Fans vom Borsigplatz

Sitzplätze: ca. 25

Gewicht des Besitzers: keine Angabe

3A City-Grill / Essen



Geöffnet seit: 1960

Preis für Pommes Currywurst Mayo: 4,00 €

Anzahl der Gerichte: ca. 40

Bekannteste Gäste: Fussballlegende Manni Burgsmüller

Sitzplätze: ca. 40

Gewicht des Besitzers: 96 kg

1B Curry-Heini / Waltrop



Geöffnet seit: 1965

Preis Pommes Currywurst Mayo: 3,10 €

Anzahl der Gerichte: ca. 20

Bekannteste Gäste: Herbert Feuerstein, Frank Buchholz (Sternekoch)

Sitzplätze: 40

Gewicht des Besitzers: 90 kg

2B Das Curry / Düsseldorf



Geöffnet seit: 2000

Preis für Pommes Currywurst Mayo: 5,00 €

Anzahl der Gerichte: 3 (dafür gibt es die Wurst auf Wunsch auch mit Blattgold)

Bekannteste Gäste: Verona und Franjo Pooth, Die Toten Hosen

Sitzplätze: 55

Gewicht des Besitzers: keine Angabe

3B Jansen's Schnellimbiss / Gelsenkirchen



Geöffnet seit: 1950

Preis für Pommes Currywurst Mayo: 3,30 €

Anzahl der Gerichte: ca. 20

Bekannteste Gäste: Gerald Asamoah (FC Schalke 04)

Sitzplätze: keine

Gewicht des Besitzers: 74 kg

1C Dönninghaus / Bochum



Geöffnet seit: 1954

Preis für Pommes Currywurst Mayo: gibt's nicht – nur Currywurst, die kostet 2,00 €

Anzahl der Gerichte: 3 (Bratwurst, Currywurst, Bockwurst)

Bekannteste Gäste: Herbert Grönemeyer, der über diese Wurst sogar ein Lied geschrieben hat.

Sitzplätze: keine

Gewicht des Besitzers: keine Angabe

2C Fritten Rot-Weiss / Bad Godesberg



Geöffnet seit: 1997

Preis für Pommes Currywurst Mayo: 3,70 €

Anzahl der Gerichte: ca. 50

Bekannteste Gäste: Faiz von Bro'Sis, Konsul Hans-Hermann Weyer („Der schöne Consul“)

Sitzplätze: keine

Gewicht des Besitzers: 72 kg

3C Peter Pomm's / Duisburg



Geöffnet seit: 1957

Preis für Pommes Currylette (hier gekocht, nicht gebraten) Mayo: 3,30 €

Anzahl der Gerichte: ca. 10

Bekannteste Gäste: Götz George, Denise (Schlagerstar)

Sitzplätze: keine

Gewicht des Besitzers: höchstens 80 kg

Das Pommesbuden-Quartett: Die älteste Bude mit den meisten Gerichten, den lustigsten Prominenten und dem schwersten Besitzer gewinnt. *Text und Fotos: Alfred Jansen*

1D Schnellrestaurant Nehring / Köln



Geöffnet seit: 1979

Preis für Pommes Currywurst Mayo: 3,50 €

Anzahl der Gerichte: 15

Bekannteste Gäste: Hella von Sinnen, Ingolf Lück

Sitzplätze: 70

Gewicht des Besitzers: 78 kg

2D Heiße Kiste / Essen



Geöffnet seit: 1981

Preis Pommes Currywurst Mayo: 3,30 €

Anzahl der Gerichte: ca. 35

Bekannteste Gäste: Bürgermeisterin Annette Jäger, Polizei und Feuerwehr

Sitzplätze: keine

Gewicht des Besitzers: 75 kg

3D Sattmacher / Recklinghausen



Geöffnet seit: 1978

Preis Pommes Currywurst Mayo: 2,90 €

Anzahl der Gerichte: ca. 150

Bekannteste Gäste: Ingo Anderbrügge (FC Schalke 04)

Sitzplätze: 40

Gewicht des Besitzers: keine Angabe



Das Alte Wasserwerk: Wo früher der Deutsche Bundestag untergebracht war, wird jetzt Flamenco-Musik gespielt.

Wo ist die Katastrophe ?

Vor 14 Jahren verlor Bonn seinen Status als Hauptstadt und Regierungssitz.

Viele Bonner waren geschockt.

Wie geht es der Hauptstadt a.D. heute?

Text: Theresa Bäuerlein Foto: Alfred Jansen

Es ist der 20. Juni 1991, kurz vor zehn Uhr abends. Eben noch ging ein Raunen durch die Menschenmenge auf dem Bonner Marktplatz. Jetzt ist es fast ganz still. Tausende Menschen recken ihre Köpfe in Richtung Platzmitte, dorthin, wo die Leinwände stehen. Sie warten auf die Entscheidung über ihre Stadt, die in diesem Moment im Bundestag verkündet wird. Auf der Leinwand erscheint Bundestagspräsidentin Rita Süssmuth. „Für den Antrag ‚Bundesstadtlösung – Drucksache 12/814, Bonn-Antrag‘: 320 Stimmen. Für den Antrag ‚Vollendung der Einheit Deutschlands – Drucksache 12/815, Berlin-Antrag‘: 337 Stimmen. Liebe Kolleginnen und Kollegen, ich darf von hier aus der Stadt Berlin ganz herzlich gratulieren.“ Auf dem Bonner Marktplatz fangen ein paar Menschen an zu weinen.

Es war bereits die zweite Hauptstadt-Entscheidung, die Bonn erlebte. 1949 standen Bonn und Frankfurt als Hauptstadt-Kandidaten zur Wahl, die Bonn-Befürworter hatten damals haarscharf gesiegt. Beim zweiten Mal, gut vierzig Jahre später, gewann Berlin. In den Tagen und Wochen nach dem entscheidenden Abend verfielen die Bonner in eine Art

Schockstarre. „Katastrophe“, stand in den Zeitungskästen „In Bonn gehen die Lichter aus.“ Berlin als Hauptstadt, das bedeutete ja nicht nur, dass Parlament und Regierung aus Bonn wegziehen würden: Mit ihnen würden Dutzende Behörden, Ministerien, Botschaften und Verbände gehen. Im schlimmsten Fall, hieß es, würden 30 000 Mitarbeiter mit ihren Familien die Stadt verlassen. Ganz zu schweigen von den Bundessubventionen, die Bonn bis dahin bekommen hatte, um hauptstadtgemäßen Theater und ebensolche Straßen und U-Bahnen anbieten zu können.

Wenn man heute, knapp 14 Jahre später, mit dem Zug nach Bonn hineinrollt, in diesen kleinen Bahnhof mit nur fünf Bahnsteigen, kann man es kaum glauben, dass von hier aus einmal eine der größten Industrienationen der Welt gelenkt wurde. Bonn hat 310 000 Einwohner, also nicht viel mehr als Münster. Die Innenstadt ist hübsch, mit stuckverzierten Häusern, man kann in einer halben Stunde einmal quer hindurchspazieren. Aber wo, bitte, fragt man sich, hat hier die Katastrophe stattgefunden? Wo sind die leer stehenden Ministerien? Die zerfallenen Botschaften? Die zerbrochenen Bundesadler? Fehlanzeige. Auf

den ersten Blick sieht Bonn genauso aus wie jede beliebige mittelgroße, deutsche Stadt; nur dass andere Städte dieser Größe meistens keine U-Bahn haben, kein Dreispartmentheater und vielleicht nicht ganz so viele große Büroklötze. Dann ist da noch das Ortsschild, auf dem nicht nur „Bonn“ steht, sondern auch „Herzlich willkommen in der Bundesstadt“. Bundesstadt, das klingt fast wie Bundeshauptstadt. Der Titel fasst zusammen, was in den Jahren nach dem Umzugsbeschluss mit Bonn passiert ist: keine Katastrophe nämlich. Er ist Teil eines Trostpflasterpakets, das Bonn Mitte der Neunziger bekommen hat. Das Paket enthielt Geld: etwa 1,4 Milliarden Euro, auszahlfähig über zehn Jahre, um mit den Umzugsfolgen fertig zu werden. Und das Bonn-Berlin-Gesetz, das eine „faire Arbeitsteilung“ zwischen Bund und Bonn vorschreibt. Das bedeutet: sechs der 13 Ministerien arbeiten von Bonn aus, dazu kommen die Zweitsitze des Bundeskanzlers und des Präsidenten und mehr als zwanzig Bundesbehörden, beispielsweise der Bundesrechnungshof und das Bundeskartellamt. Mittlerweile sagen viele, dass diese Arbeitsteilung gut funktioniert. Es gibt aber immer mehr Stimmen, die meinen, dass

Bonn, als es noch Hauptstadt war und man noch Rollschuh fuhr: So wurde 1980 für die Freizeitmöglichkeiten der Stadt geworben.

der 600-Kilometer-Abstand zwischen Bonn und Berlin unnötige Kosten verursacht und durch das Hin- und Herfahren der Angestellten viel zu viel Arbeitszeit vernichtet wird. Vielleicht liegt es an diesen Stimmen, dass Bonns Oberbürgermeisterin Bärbel Diekmann im Grußwort ihrer Bonn-Broschüre lieber nichts von der „fairen Arbeitsteilung“ erzählt. Lieber spricht sie von der geringen Arbeitslosenquote, den steigenden Einwohnerzahlen und den großen Institutionen, die nach dem Regierungsumzug die leeren Büros bezogen haben. „Bonn steht gut da“, sagt sie und sie hat Recht: Nachdem der Bonner Kulturrat nachverhandelt hat, bekommen die Bonner Bühnen noch bis 2010 Subventionen vom Bund. Weitere Beispiele: Die Vereinten Nationen bauen an einem bundesweit einzigartigen UN-Campus, am südlichen Rheinauenzipfel glitzert funkelneues das internationale Forschungszentrum Caesar, die deutsche Post und die Telekom beschäftigen in ihren Bonner Zentralen tausende Mitarbeiter. Eine Zeitlang klebte in den Fenstern jedes Büros, das nach dem Umzug der Regierung leer wurde, ein paar Tage später das Telekom-T.

Nicht alle Bonner sind darüber glücklich. „Ein bisschen verkauft kommt man sich schon vor“, sagt David Siebeck, 25, der in Bonn aufgewachsen ist und jetzt hier Medizin studiert. Er erzählt: Früher, als die politische Szene in Bonn noch zum Greifen nahe war, hat er manchmal auf dem Schulweg seinen Rucksack in die Büsche geschmissen und ist demonstrieren gegangen. Sein kleiner Bruder war noch nie demonstrieren, dafür fährt er mit einer U-Bahn zur Schule, die „Telekom Express“ heißt. Sie hält an der Zentrale der Deutschen Telekom, die wie ein riesiges, weiß-magentafarbenes Schiff an der Straße nach Bonn liegt. So wie David empfinden viele Bonner. Natürlich finden sie es gut, dass die Büros, die nach dem Weggang der Regierung leer standen, jetzt wieder vermietet sind. „Aber es ist eben doch etwas anderes, ob man sich als Hauptstädter fühlt oder als Bewohner von Post-Telekom-Stadt“, meint David. Es gibt noch ein Bild für dieses Gefühl. Man kann es sehen, wenn man auf der Bundesstraße 9 von Bonn nach Bad Godesberg

fährt. Links kommt man am Post-Tower vorbei, dem neuen Wahrzeichen Bonns: ein 160 Meter hoher Glasturm, der im Dunkeln in Discobeleuchtung erstrahlt: gelb, rot und blau. Das frühere Wahrzeichen, das alte Abgeordnetenhochhaus, steht wie ein hässlicher, kleiner Bruder daneben.

Ganz in der Nähe, im Regierungsviertel, findet man sie noch, die Spuren der großen Politik. Auf dem Weg dorthin kommt man an der Villa Hammerschmidt vorbei, dem Zweit-sitz des Bundespräsidenten. Jemand hat mit Klebestreifen fein säuberlich eine schneeweiße Herrenunterhose über das Tor gespannt. Das Regierungsviertel selbst ist so klein, dass man in einer Viertelstunde an den wichtigsten Gebäuden vorbeigehen kann. Wenn der Kanzler früher

„Ein bisschen verkauft kommt man sich schon vor.“

einen Kaffee wollte, musste er nur fünf Schritte weit zum Bundestagskiosk laufen. Dieser Kiosk war eine Zeit lang die berühmteste Bude Deutschlands, heute ist sein Besitzer Jürgen Rausch der Mann, der vielleicht am meisten von allen unter dem Umzug gelitten hat. „Der Umsatz ist total eingebrochen“, sagt er. Bei ihm haben die Abgeordneten und Kanzler von 1984 bis 1999 ihre Bockwürste und Zeitungen gekauft, oft wusste er früher als die Journalisten, welcher Politiker als Nächster zurücktreten würde. Jetzt sind seine alten Kunden weg und die neuen noch nicht da. Das Kanzleramt wird asbestsaniert, aus den Abgeordneten-Büros werden die Siebzigerjahre-Teppiche herausgerissen, der Plenarsaal des Deutschen Bundestags im Alten Wasserviertel wirkt, als hätten die Abgeordneten gerade erst zusammengepackt. Rausch hofft auf die Bauarbeiter, die noch in diesem Jahr anrücken sollen, um das Bundeshaus in ein in-



ternationales Kongresszentrum umzuwandeln. Für 11 000 Euro kann man den Plenarsaal jetzt schon mieten. Dann und wann tagen die Mitarbeiter großer Firmen wie Maggi oder Volksbank dort und streiten sich in den Pausen um den Sessel des Bundeskanzlers. An der Kopfseite des Saals hängt immer noch der riesige, metallene Bundesadler, im Boden unter ihm steckt wie ein schlaffer Halm die schwarz-rot-goldene Fahne. Am Wochenende finden unter dem strengen Blick des Bundesadlers Flamenco-Konzerte statt.

Unter der Woche schließen Rausch und seine Frau noch immer Tag für Tag die Türen seines mit einem „Ja zu Bonn“-Aufkleber verzierten Kiosks auf. Ab und zu kommen Abgeordnete aus Berlin zu Besuch, neulich war eine von den Grünen da. „Komm doch mit nach Berlin“, hatte sie gesagt. Kurz hatte Rausch es sich tatsächlich überlegt. „Aber dann habe ich mir gedacht, ich mache das hier zu Ende. Ich bin mit dem Lädchen ja fast verwachsen“, sagt er.

Verlässt man das Viertel, steht man am Rhein, der schon da war, bevor der allererste Abgeordnete der Weltgeschichte auf einer Regierungsbank saß. Es regnet, wie so oft in Bonn. Die Tropfen kräuseln das Wasser, fallen auf die Dächer der Innenstadt und auf die Köpfe der Menschen, die über den Bonner Marktplatz laufen. Diesmal gibt es keine Leinwände. Aber die Menschen sehen ganz zufrieden aus.



PROJEKT-P
mir/ich dich ein

AKTIV WERDEN, VERNETZEN & FEIERN

BERLIN05 FESTIVAL FÜR JUNGE POLITIK

10.-12. JUNI, WUHLHEIDE

www.projekt-p.de/berlin05

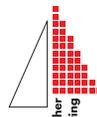
Projekt P fördert das politische Engagement von Kindern und Jugendlichen und ist eine Initiative von:



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend



bpb:
Bundeszentrale für
politische Bildung



Deutscher
Bundesjugendring

Wat et nich alles jibt...

... in NRW.

Eine Rundreise.

Fotos: Hendrik Lietmann



Golfspiel zwischen Marl und Recklinghausen

NRW ist mit 34 083 Quadratkilometern das zweitgrößte Bundesland.
Drei Viertel des Landes sind Grünland mit
14 Naturparks und mehr als 200 Seen und Talsperren.



Hinterhof in Düsseldorf

275 000 Menschen arbeiten in NRW in der Medien- und Kommunikationswirtschaft. Köln ist nach Hamburg, Berlin und München die viertgrößte Medienstadt Deutschlands.

In NRW gibt es 55 Universitäten und Fachhochschulen mit über einer halben Million Studenten, zehn Max-Planck-Institute, zwölf Fraunhofer-Institute, 24 staatlich geförderte Forschungsinstitute und 69 Technologiezentren. Damit verfügt das Bundesland über das dichteste Hochschul- und Forschungsnetz Europas.



Menschen in Düsseldorf, Essen und Mülheim

NRW ist das bevölkerungsreichste Bundesland. Derzeit leben etwa 18,1 Millionen Menschen zwischen Rhein und Weser. Statistisch gesehen hat jeder Einwohner eine Fläche von etwas mehr als einem Viertel der Größe eines Fußballfeldes zur Verfügung. Etwa zwei Millionen Einwohner NRWs haben keinen deutschen Pass. Sie kommen aus mehr als 180 Nationen. Rund die Hälfte der Menschen lebt in einer der 30 Großstädte mit mehr als 100 000 Einwohnern. Die größte von ihnen ist Köln mit gut einer Million Einwohner.



Industrieanlage in Herne

39 der 100 umsatzstärksten Unternehmen Deutschlands kommen aus NRW. Zugleich gab es im Februar des Jahres 2005 erstmals über eine Million Arbeitslose. Die Erwerbslosenquote lag damit über 12 Prozent. 130 000 Arbeitslose waren jünger als 25 Jahre.



Die A 40 in Essen

Deutschland hat nach den USA das größte Autobahnnetz der Welt.
Von den 11 427 Kilometern verlaufen 2200 Kilometer durch Nordrhein-Westfalen.
Es gibt aber auch ca. 13 800 Kilometer Radwege.



Emufarm in Ottmarsbocholt

Prognosen zufolge werden im Jahr 2040 nur noch knapp 17 Millionen Menschen in NRW leben – eine Million weniger als heute. Zum Geburtenrückgang kommt die Stadtflucht: Vor allem in den großen Städten wird es bis 2015 spürbar leerer werden, die Bevölkerung wird dort um etwa sechs Prozent zurückgehen. Auch die Zahl der jungen Menschen sinkt: Die der unter Zwanzigjährigen um etwa zehn Prozent.



Jazzfestival in Moers

In NRW gibt es mehr als 350 Museen und über 100 Bühnen für Theater, Oper und Tanz.

Centro Oberhausen

Das durchschnittliche monatliche Nettoeinkommen eines Haushaltes in NRW lag 2003 bei 2784 Euro. Das sind fast 13 Prozent weniger als in Baden-Württemberg, dem Land mit dem höchsten durchschnittlichen Nettoeinkommen pro Haushalt.



„Der Pott wird weiter schrumpfen“

Wer nach NRW blickt, blickt in die Zukunft Deutschlands: Städte überaltern und die regionalen Unterschiede zwischen Arm und Reich wachsen. Der Landesplaner Hans H. Blotevogel hat Vorschläge, wie man damit umgehen soll. *Interview: Christoph Koch*

Professor Blotevogel, was ist in Nordrhein-Westfalen los? Städte wie Duisburg oder Krefeld verlieren Jahr für Jahr Einwohner. Köln oder Düsseldorf dagegen sind immer noch sehr beliebt. Bricht NRW auseinander?

Wir haben da tatsächlich sehr unterschiedliche regionale Trends. Auch Städte wie Wuppertal oder Hagen müssen mit einer kräftigen Bevölkerungsabnahme rechnen. Köln, Düsseldorf oder auch Bonn trifft es da weniger schlimm. Das sind attraktive Städte mit vielen Dienstleistungsunternehmen und großen Universitäten – da kommen ständig neue Leute nach.

Die Stadt Essen verliert dagegen jedes Jahr über 5000 Einwohner. Wo ziehen die Menschen hin?

Das Hauptproblem bei diesen Städten ist nicht, dass die Leute wegziehen. Es ziehen – auf 1000 Einwohner gerechnet – nicht mehr Leute aus Essen oder Duisburg weg als aus München oder Hamburg. Das Problem ist, dass im Ruhrgebiet zu wenig Zuzüge festzustellen sind. Dazu kommt eine hohe Sterberate. Die kommt nicht daher, dass die Luft im Ruhrgebiet so schlecht wäre, sondern daher, dass schon seit den Sechzigern junge Menschen wegziehen und nur wenige dazukommen – die Städte überaltern also.

Wie sieht es außerhalb des Ruhrgebiets in NRW aus – auf dem Land?

Nordrhein-Westfalen besteht aus sehr unter-

schiedlich strukturierten Regionen. Viele eher ländliche Regionen – beispielsweise das Münsterland oder Ostwestfalen-Lippe – sind ausgesprochene Boom-Regionen mit wachsender Bevölkerung und florierender Wirtschaft. Ein Problem liegt darin, dass das Bild von Nordrhein-Westfalen häufig einseitig durch das Ruhrgebiet geprägt wird. Dabei wird dann übersehen, dass nur gut ein Viertel der Landesbevölkerung im Ruhrgebiet lebt.

Droht das Ruhrgebiet zu veröden?

Das zu behaupten, wäre völlig überzogen. Das Ruhrgebiet hat sich in der Vergangenheit nur sehr stark verändert – die Industrie ist verschwunden. Das Image haftet den Städten jedoch nach wie vor an, auch wenn Gegenden wie Ostwestfalen mittlerweile mehr Industriebeschäftigte pro 1000 Einwohner aufweisen als das Ruhrgebiet. Der Pott wird weiter schrumpfen, daran kann man nichts ändern. Aber mit etwas Anstrengung kann er zu einer wichtigen Dienstleistungsregion werden.

Wäre die schon oft angedachte „Ruhrstadt“, also eine Megastadt, die den ganzen Ruhrpott umfasst, eine Lösung?

Der Ruhrstadtgedanke geht in die richtige Richtung. Aber niemand möchte in so einer gigantischen Stadt leben. Was wir brauchen, ist eine zweistufige Verfassung. Das bedeutet, dass man die bestehenden Städte nicht auflöst, aber oberhalb noch eine zweite Ebene schafft, auf der regionale Fragen wie Nahverkehr und Wirtschaftsförderung gemeinsam

geregelt werden. Die großen Städte haben bis heute alle ihre eigenen Nahverkehrsbetriebe und teilweise haben die Straßenbahnen sogar unterschiedliche Spurbreiten, so dass die Linien an der jeweiligen Stadtgrenze enden.

Aber bei den vielen Menschen, die dort leben – ist der Ballungsraum Ruhrgebiet für Anleger nicht ein unglaublich attraktives Pflaster?

Die gesamte Rhein-Ruhr-Agglomeration gehört zu den fünf größten Ballungsräumen in Europa: gleichauf mit Paris, London, Moskau und Istanbul, die alle zwischen elf und zwölf Millionen Bewohner haben. Das ist ein Standortvorteil, der in der Wirtschaftsförderung stärker betont werden müsste. Leider positioniert sich die Region noch nicht genug als gemeinsamer Standort. Die Landesregierung von NRW hat das zum Glück erkannt, aber einzelne Städte wie Köln und Dortmund wollen sich lieber allein profilieren oder sie pflegen ihre traditionellen Animositäten wie beispielsweise Düsseldorf und Köln.

Hat der Pott neben den Einwohnern noch andere Stärken?

Auf jeden Fall: Die Bodenpreise sind, verglichen mit anderen Ballungsräumen dieser Größe, relativ niedrig. Was international wichtig ist: Es gibt eine niedrige Kriminalitätsrate und vergleichsweise wenig Ausländerfeindlichkeit. Das Ruhrgebiet war von jeher ein Schmelztiegel und hat Zuwanderer integriert. Offenheit und Toleranz gegenüber Fremden

war schon immer eine Stärke und dies kann im Zeitalter der Globalisierung ein wichtiger Standortfaktor werden.

Welche Rolle spielen riesige Einkaufszentren wie das Centro in Oberhausen bei der Entwicklung des Ruhrgebiets?

Im internationalen Vergleich und für die Zukunft sind solche Projekte eher unbedeutend. Die echten Innenstädte werden durch solche Riesenmalls allerdings kannibalisiert. Dort bleiben dann die Obdachlosen und andere unerwünschte Gruppen, die die Security-Dienste aus den privatwirtschaftlichen Shoppingzentren vertreiben.

Aber beleben solche Einkaufszentren die Region nicht auch? Immerhin ziehen sie auch Kunden von außerhalb des Ruhrgebiets an.

Unterm Strich war das Centro für Oberhausen und das Ruhrgebiet insgesamt ein Gewinn, allein wegen der Imageverbesserung. Aber wenn jetzt alle Städte das Gleiche machen, wird das der ganzen Region nicht nützen. Denn das Ruhrgebiet ist ja insgesamt schon mit Einkaufszentren zugespflastert.

Was wären bessere Alternativen?

Ein guter Ansatz ist die Internationale Bauausstellung Emscherpark. Dort wurde in den Neunzigerjahren der Begriff Industriekultur geprägt. Auf 300 Quadratkilometern wurde eine einzigartige industriell geprägte Landschaft wiederhergestellt und geschützt, auf Industriebrachen ließ man der Natur freien Lauf, familienfreundliche Siedlungen wurden gebaut und alte Industrieanlagen als architektonische Denkmäler oder kulturelle Treffpunkte erhalten. Auch der Duisburger Innenhafen ist ein gutes Beispiel: Dort wurde ein altes Hafengebiet zu einem neuen, lebenswerten Stadtquartier mit modernen Büros und Wohnungen umgestaltet.

Kann die Art, wie das Ruhrgebiet mit dem Strukturwandel umgeht, auch Vorbildfunktion haben für andere Regionen Deutschlands?

Aber sicher. Das Ruhrgebiet muss ja jetzt schon mit einer Bevölkerungsschrumpfung umgehen, die in zwanzig Jahren auch Regionen wie zum Beispiel Württemberg bevorsteht. Diesen Wandel darf man aber nicht als Bedrohung sehen, sondern muss ihn als Herausforderung und auch als Chance interpretieren. Wenn sie andere alte Industrieregionen anschauen, wie zum Beispiel in Mit-

telengland oder Nordfrankreich – da ist das Ruhrgebiet schon ein Modellfall, da müssen wir unser Licht nicht unter den Scheffel stellen. Expertenkommissionen aus der ganzen Welt pilgern hierher und schauen sich an, wie das Ruhrgebiet diesen Wandel meistert.

Und wie steht es um Nordrhein-Westfalen insgesamt? Würden Sie es wagen, eine Zukunftsprognose für das Jahr 2020 abzugeben?

Man wird das nicht auf einen Nenner bringen können. NRW wird seine frühere Position als mit Abstand stärkstes Industrieland nicht in die Zukunft retten können. Die entscheidende Frage wird sein, ob es dem Bundesland gelingt, sich zu einer Dienstleistungsregion zu wandeln.

Was genau braucht NRW dafür?

Die Leitbranchen der Zukunft sind unternehmensorientierte Dienstleistungen wie Finanzwesen, Versicherungen und Consulting, dann Wissenschaft, Forschung und Entwicklung, moderne Technologien, auch Medien, Kultur und Tourismus sowie schließlich Handel, Verkehr und Logistik. Da gibt es viele hoffnungsvolle Ansätze. Aber man darf auch nicht vergessen, dass NRW immer noch 500 Millionen Euro pro Jahr in die Kohlesubventionierung steckt.

Ist den Jugendlichen im Ruhrgebiet die industrielle Bergbauergangenheit ihrer Region noch bewusst?

Sie wissen das aus dem Schulunterricht, aber für die junge Bevölkerung ist die Industrie Vergangenheit. Wenn man in Bochum nach der Zeche fragt, wird man in eine Disco geschickt, die so heißt.

Auf www.fluter.de: „Der Pott, da geht nix drüber“: ein Hörstück über das Leben, Wohnen, Arbeiten im Ruhrgebiet.



Prof. Dr. Hans H. Blotevogel, 61, ist im westfälischen Getmold geboren. Er ist Professor für Raumordnung und Landesplanung an der Fakultät für Raumplanung der Universität Dortmund. Er lebt in Bochum, ist verheiratet und hat vier erwachsene Kinder.



www.lizzynet.de

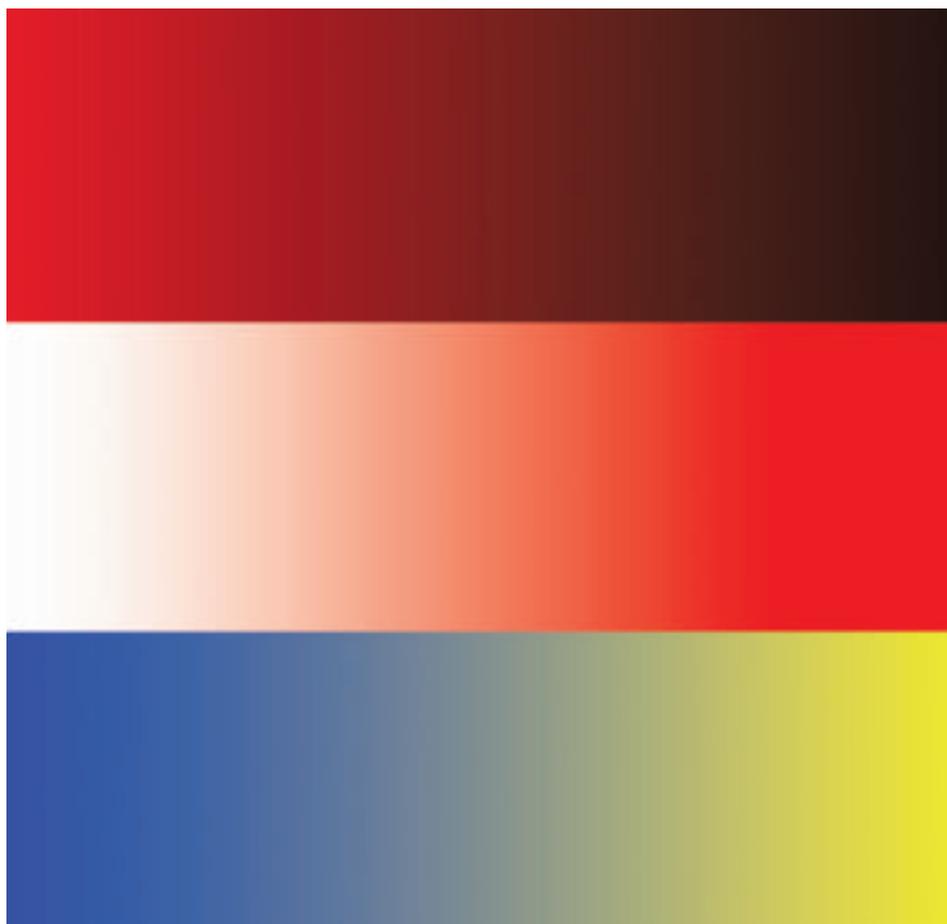
LizzyNet ist das Online-Angebot und die Community für Mädchen und junge Frauen von Schulen ans Netz e.V.

Grenzerfahrung

Weil es in Nordrhein-Westfalen nicht genug Arbeitsstellen gibt, suchen immer mehr Menschen ihr Glück in den Nachbarländern Niederlande und Belgien. Wir haben einen dieser deutschen Gastarbeiter getroffen. *Text: Sandra Schmid*

Ein Gastarbeiter verlässt sein Land, seine Familie und sucht in der Fremde Arbeit, weil es zu Hause keine für ihn gibt. Michael Titz ist so etwas wie ein Gastarbeiter. Doch wenn der 26-Jährige morgens in seine schwarze Daunenjacke schlüpft und ins Auto steigt, verlässt er sein Land und sein Zuhause höchstens für zwölf Stunden – und das fremde Land beginnt nur einen Kilometer nach dem Ortsausgangsschild von Saefelen, einem 1000-Seelen-Dorf bei Mönchengladbach an der deutsch-niederländischen Grenze.

Jeden Morgen überquert Michael Titz diese Grenze und fährt ins 25 Kilometer entfernte Roermond. In Deutschland gab es für ihn keine Arbeit. Die Lehre zur Fachkraft für Lager und Logistik hatte er abgebrochen. Seine Mutter war plötzlich gestorben. Danach weitermachen wie bisher, das konnte er nicht. Zwei Jahre tat er einfach gar nichts: „Mir war alles egal“, sagt er heute. Als er wieder arbeiten wollte, fand er keinen Job. Doch dann stieß er 1999 auf eine Anzeige der niederländischen Zeitarbeitsfirma Start. Deren speziell auf den deutschen Arbeitsmarkt ausgerichtete Abteilung warb mit dem Slogan: „Heute vorstellen, morgen arbeiten“. Das fand Michael Titz gut. Die Vorstellung, in den Niederlanden zu arbeiten, war ihm nicht unangenehm. Schließlich war seine Mutter Niederländerin und Michael spricht ihre Muttersprache fast perfekt. Er stellte sich bei Start vor und begann beim Automobilhersteller NedCar in Sittard zu arbeiten. In Schichtarbeit lackierte er Karosserien von Volvos und Mitsubishi, die dort produziert werden. Seit fünf Jahren pendelt er nun zwischen Deutschland und den Niederlanden hin und her. Dass es sich immer um befristete Arbeitsverträge handelte, eine Festanstellung nicht in Sicht ist, stört ihn nicht. Derzeit arbeitet er bei UPS



in der Versandabteilung und wirkt zufrieden: „Hauptsache, ich sitze nicht länger auf der Straße“, sagt er.

So wie Michael Titz gehen immer mehr Deutsche, besonders aus der Baubranche und der Industrie, über die Grenze, weil sie in Nordrhein-Westfalen keinen Job finden. Zwar wächst auch in den Niederlanden die Arbeitslosigkeit, jedoch auf einem deutlich geringeren Niveau als in Deutschland. 2004 waren dort 4,7 Prozent arbeitslos, aber gerade

der Bedarf an Arbeitern in der Produktion ist groß und lässt die Zahl der Grenzpendler wachsen: Noch vor fünf Jahren waren es kaum mehr als 500, heute sind es etwa 7500. In die andere Richtung von den Niederlanden nach Nordrhein-Westfalen zieht es deutlich weniger Pendler – etwa 4000. „Das sind vor allem höher qualifizierte Arbeitskräfte, Ingenieure beispielsweise“, sagt Joachim Kaufmann, der für die Euregio Rhein-Waal diese Entwicklungen auf dem Arbeitsmarkt beobachtet.

Die Euregio Rhein-Waal ist eine von drei Organisationen im deutsch-niederländisch-belgischen Grenzgebiet, in der sich Kommunen seit den Siebzigerjahren zusammengeschlossen haben, um wirtschaftlichen und kulturellen Austausch zwischen den Ländern zu fördern. Mittlerweile tun die Euregios das nicht nur mit finanzieller Unterstützung von Nordrhein-Westfalen und den Nachbarländern, sondern auch mit EU-Geldern. Für Grenzpendler finden Sprechstunden statt, in denen man sich in Steuer- oder Sozialversicherungsfragen beraten lassen kann. Auch in Arbeits- und Finanzämtern, bei Gewerkschaften und in den Krankenkassen finden sich dafür entlang der Grenze Fachleute. Die werden auch dringend benötigt, denn der Informationsbedarf ist groß. Viele Deutsche haben Bedenken, sich von einer Leiharbeitsfirma einstellen zu lassen. „Die hören das Wort Zeitarbeit und schon sagen sie ‚nein danke‘“, weiß Hans-Jürgen Werner, der in der Aachener Agentur für Arbeit auch Jobs jenseits der Grenze schmackhaft machen möchte. Zeitarbeit steht hierzulande im Ruf, Ausbeuterei zu sein. In den Niederlanden ist das anders: Gegründet von Arbeitsämtern und Gewerkschaften, sind dortige Zeitarbeitsfirmen, so genannte „uitzendbureaus“, weit verbreitet und akzeptiert. Ziel ihrer Arbeit ist es, Arbeitslose über befristete Jobs in eine feste Stelle zu bringen. Die „uitzendbureaus“ sind zum Mittler zwischen Firmen und Arbeitsämtern geworden.

Aller EU-Harmonisierung zum Trotz gibt es noch rechtliche Knackpunkte für Grenzpendler: „Wenn einer krank wird oder arbeitslos, kann das im Einzelfall zum Problem werden“, sagt Werner, „weil nicht klar ist, welches Land bezahlt.“ Es ist aber nicht nur das Dickicht von Bestimmungen, das viele Deut-

sche fürchten und das sie davon abhält, auch in den Niederlanden nach Arbeit zu suchen: Es sind auch mangelnde Sprachkenntnisse. Es ist die Sprache, die häufig noch trennt und die Grenze zwischen Deutschland und den Niederlanden spürbar werden lässt.

Michael Titz hat dieses Problem dank seiner Zweisprachigkeit nicht. Ohne Mühe bewegt er sich zwischen den Ländern. Er fühlt sich auch nicht als Gastarbeiter in den Niederlanden. Für ihn ist Europa zusammengedrückt, ohne dass er sich darüber Gedanken machen würde. Morgens spricht Michael Niederländisch, abends Deutsch. Und manchmal hat sein Deutsch sogar einen niederländischen Klang. Darauf ist er fast ein bisschen stolz. Dass Niederländer etwas gegen ihn als Deutschen haben könnten, hat er nie erlebt. Im Gegenteil: Selten fühlte er sich so willkommen wie in den Niederlanden. „Deutsche interessiert häufig nur, was du im Kopf und auf dem Konto hast“, ärgert er sich, „in Holland ist das anders, der Umgang unter Kollegen viel offener.“

Ein paar Vorurteile dürfen aber dennoch sein: Beim Fußball seien Sticheleien erlaubt, findet Michael. Fan ist er trotzdem zugleich von Fortuna Düsseldorf und vom niederländischen Club Fortuna Sittard.



Michael Titz mit seinem Hund Milo.

IMPRESSUM

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung, Ausgabe 13, April 2005

Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb), Adenauerallee 86, 53113 Bonn, Telefon: 01888 / 515-0

Redaktion:
Thorsten Schilling (verantwortlich), Bundeszentrale für politische Bildung (schilling@bpb.de), Dirk Schönlebe (Koordination), Sebastian Wehlings, Alexandra Pieper (Chefin vom Dienst), Thomas Kartsolis (Art Direction) thomas.kartsolis@jetztnetz.de

Texte und Mitarbeit:
Theresa Bäuerlein, Mathias Irl, Kathrin Hörmann, Matthias Kalle, Friederike Knüpling, Christoph Koch, Johannes Nitschmann, Alexandra Rusitschka, Max Scharnigg, Sandra Schmid, Susanne Sitzler, Chris Thomas, Simone Wans, Christine Zerwes

Fotos und Illustrationen: Axel Boesten, Alfred Jansen, Hendrik Lietmann, Sorin Morar, Susanne Wegele, Frank Weichselgartner

Schlussredaktion: Isolde Durchholz

Redaktionsanschrift / Leserbriefe:
fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung, sv corporate media GmbH, Emmy-Noether-Straße 2/E, 80992 München, Telefon: 089 / 2183-8327; Fax: 089 / 2183-8529; leserbriefe@heft.fluter.de

Satz+Repro: IMPULS GmbH, Taubesgarten 23, 55234 Bechtolsheim

Druck: Bonifatius GmbH
Druck – Buch – Verlag
Paderborn
leserservice.fluter@bonifatius.de

Abo verlängern & abbestellen:
Tel.: 0 52 51/ 153-188 (24 Std.)
Fax: 0 52 51/ 153-199

Abo bestellen & Service
Tel.: 0 52 51/ 153-180
Fax: 0 52 51/ 153-190

Bonifatius GmbH
Stichwort: fluter
Postfach 1269
33042 Paderborn

Nachbestellungen von fluter werden ab 1 kg bis 15 kg mit 4,60 Euro kostenpflichtig

Papier: Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

ISSN 1611-1567 Bundeszentrale für politische Bildung
info@bpb.de, www.bpb.de

Online-Bestelladresse:
www.fluter.de/abo

DIE KLASSE VON 2005

NRW hat schon viele bekannte Künstler hervorgebracht: Joseph Beuys, Die Toten Hosen oder Helge Schneider. Und wer kommt jetzt?

Texte: Max Scharnigg, Friederike Knüpling Fotos: Alfred Jansen



PINAR ERINCIN, 22, SCHAUSPIELERIN

Müde reibt sie sich die Augen, dann springt sie auf, um ihren Hund zu schrubben. Den ganzen Tag hat sie an einem Marx-Brothers-Stück geprobt am türkischen Arkadas Theater in Köln. Pinar Erincin schaut auf ihr Handy: Gerade hat sie ihren Freunden Bescheid gegeben, dass sie heute Abend in ihren Geburtstag reinfeiert – eine, die durchhält. Belohnung gab's aber auch schon: Letztes Jahr wurde sie auf dem Filmfest Locarno als beste Hauptdarstellerin geehrt für ihre Rolle in „En Garde“.

Du wohnst in Wuppertal, spielst in Köln und sagst, das sei eine sehr multikulturelle Gegend hier. Wird diese Nationalitätenmischung in deutschen Filmen so gezeigt, wie sie ist?

Bis vor kurzem hat man in deutschen Filmen, wenn es um Türken ging, vor allem Klischees gesehen. Für mich gab es immer nur die eine Rolle: die Türkin, deren streng islamische Eltern sie verheiraten wollen. Jetzt, wo die Türken auch anfangen, Filme zu machen, geht dieses Klischee endlich verloren. Sowie so sehe ich direkt, wenn in einem Film eine türkische Hand drin war bei der Regie oder der Produktion.

Woran denn?

Diese Filme haben eine andere Farbe als die, die Deutsche über Türken machen und die immer so offensichtlich ausgedacht sind. Klar gibt es diese fanatischen Muslime und auch diese Macho-Türken, auch hier in Köln-Ehrenfeld. Aber doch nicht nur. Inzwischen sind auch Türken richtig erfolgreich mit dem, was sie machen. Die Vorgängergenerationen haben gute Vorarbeit geleistet.

Also ist in Wirklichkeit vieles besser, als es im Fernsehen oft gezeigt wird?

Nee, nee. Viele in Deutschland lebende türkische Jugendliche haben große Probleme, weil ihre Eltern sehr traditionell leben. Die werden einerseits von den Deutschen ausgegrenzt und andererseits von ihren Eltern aus der deutschen Kultur rausgehalten. Die sprechen nicht richtig Deutsch und nicht richtig Türkisch. Und deshalb können sie im Unterricht nicht mithalten und werden auf die Hauptschule geschickt. Obwohl sie vielleicht viel mehr könnten. Viele von denen werden kriminell oder sie machen einfach nichts, weil sie sich nirgendwo wiederfinden können. Die haben einfach keine Identität.

Hattest du das gleiche Problem?

Nein, weil meine Eltern sehr liberal sind und wir zu Hause Deutsch und Türkisch gesprochen haben. Nur über die Sprache kann man sich integrieren. Das müsste viel mehr passieren: Integration. Nicht Assimilation! Das wird oft verwechselt. Über die Türken hier wird gesagt: Die sind zu Besuch, die müssen sich anpassen. Man muss aber auch sehen, dass durch die eine ganz neue Kultur entstanden ist. Köln wäre nicht das, was es ist, ohne die Ausländer. Die Türken, die hier rumlaufen, sind nicht irgendwelche Fremdkörper. Und die Dönerbuden auch nicht. Nennen wir Deutschland einfach Dönerland!



BIGGI REUSCHER, 32, UND ROBERTINO LA CORTE, 32, VOM MODELABEL MARIAUNDJOSEF

Philippsstraße 23, Köln-Ehrenfeld. Zwischen Dönerbuden und Kölschkneipen residieren MariaundJosef – nicht im Stall, sondern in einem kleinen Ladengeschäft. Es gibt ein paar Computer, ein paar Designbücher. An einem Tisch sitzt Maria, die gar nicht Maria heißt, sondern Birgit Reuscher, und gerade ein kleines Monster näht. „Das mach ich für den Sohn von einer Freundin. Der liegt krank im Bett. Das muntert ihn ein bisschen auf. Mit Überraschung.“ Sie nimmt einen Monsterarm in den Mund und bläst. Es trötet. Josef, der gar nicht Josef heißt, sondern Robertino La Corte, kommt dazu. „Das ist immer so: Einer bringt eine Idee mit und überzeugt den anderen davon. Dann entwerfen wir das. Oft erst mal nur für uns, bis uns Leute ansprechen, die das auch haben wollen.“ So hat alles vor fünf Jahren angefangen: Birgit kam damals mit einer selbst gebastelten Handtasche aus Schwimmmflügeln ins Büro und Arbeitskollege Robertino war so begeistert, dass er sagte: „Komm, wir machen ein paar mehr davon.“ Er hatte Recht: Alle, die die Tasche sahen, wollten sie haben.

Die beiden Grafikdesigner begannen, T-Shirts, Unterwäsche und Armbänder zu

bedrucken und zu verzieren, und verkauften diese im Bekanntenkreis und übers Internet. Birgit präsentiert ihren neuen Gürtel, auf dem steht: „Ich habe meinen Geburtstag bei McDonald's gefeiert“. Diesen Spruch hatte sie auf einem alten T-Shirt entdeckt. Richtige Bekanntheit erlangte MariaundJosef mit den Stadtteil-Shirts. „Als alle andere schon in München- oder Hamburg-Jacken rumliefen, dachten wir, dass in Köln eigentlich jedes Viertel ein eigenes Shirt verdient hat.“ 34 davon gibt es in Köln, jedes mit einem speziellem Charakter und Ruf. Diese Eigenschaften versuchen die Slogans zu persiflieren. „Schwere Jungs Ossendorf“- oder „Big Stars Deutz“-Shirts waren bald in allen Clubs der Stadt zu sehen. Ganz ohne Werbung wurde das Teilzeit-Modelabel so bekannt, dass die beiden Macher mittlerweile mit den Bestellungen nicht mehr nachkommen – schließlich sind fast alle Produkte noch Handarbeit. Und schließlich müssen sie nebenbei auch noch anders Geld verdienen, damit das nette Ladengeschäft in der Philippsstraße nicht bald wieder zu einer Dönerstube oder einem Buchladen wird.

Weitere Infos: www.mariaundjosef.de



DJ LARSE, 29, UND JEAN MONTREUX, 28, VON DER BAND TARGA

Mit den beiden Electroclash-Stars von Targa in der Cafeteria des Museum Ludwig. Hier gibt es schon um halb vier am Nachmittag einen Live-Pianisten und vor dem Fenster fahren Skateboarder über die Rheintreppen.

Kann man in Dortmund gut Skateboard fahren?

DJ Larse: Ich bin früher viel gefahren, das war auch mein Einstieg in die Sprayer- und HipHop-Szene, die damals in Dortmund sehr aktiv war.

Jean Montreux: Da hatte ich schon meine erste Band. Hardrock im Stil von Poison war das. Dabei fällt mir ein, dass Techno eigentlich komplett an Dortmund vorbeigegangen ist.

DJ Larse: Stimmt.

Wie hat sich die Clubkultur im Ruhrgebiet entwickelt?

DJ Larse: Sehr gut. Jetzt gibt es zum Beispiel so fantastische Orte wie das „Hotel Shanghai“ in Essen. Allerdings auch Großraumbdiscos, die sehr beliebt sind.

Jean Montreux: Ja, eine leichte Proll-Vor-

liebe gab es im Ruhrgebiet immer schon. Das merkt man auch daran, wie die Leute abends ausgehen, in so einem interessanten Fitness-Style.

DJ Larse: Neuerdings auch mit Farbsträhnen im Haar und einrasierten Mustern.

Jean Montreux: Schön ist auch der „Bakuda Klub“ in Dortmund, in dem wir 2003 unser erstes Konzert hatten. Larse hat gescratched und ich habe gesungen und Gitarre gespielt. Die Leute gingen dermaßen ab, obwohl wir nur ein zwanzigminütiges Set hatten.

Merkt ihr einen Unterschied, wenn ihr in einem Club in Dortmund oder in Köln auftrittet?

DJ Larse: In Köln oder Berlin kann man besser experimentieren. Trotzdem bleiben wir in Dortmund.

Jean Montreux: Besser die Coolsten in Dortmund als nur welche unter vielen in Berlin. Ich war mal vier Monate in Berlin und wollte eigentlich nur kurz zurück nach Dortmund, um meine Sachen zu holen. Und bin dageblieben.

Die neue Single „Candy“ von Targa ist gerade erschienen. Weitere Infos: www.targa.traxx.com



XIN ZHOU, 32, MALERIN

Austern essen und Kunst gucken, das sind in Düsseldorf beliebte Samstagnachmittagsbeschäftigungen. Erst die Austern: „Das Geschäft läuft super“, sagt die Verkäuferin eines Austernstandes in der Düsseldorfer Altstadt, „die Leute sind dankbar für einen Snack.“ Dann die Kunst: Gegenüber steht die Akademie der bildenden Künste, die an diesem Wochenende zum jährlichen „Rundgang“ geöffnet ist. Die Absolventen – frisch diplomierte Bildhauer, Grafiker und Maler – stellen ihre Abschlussarbeiten vor. Einige Studenten drehen einen Film im Gedränge, andere verkaufen Cappuccino und Sushi an Schaulustige. Die jungen Künstler aus der Klasse des „Malerfürsten“ Markus Lüpertz haben auf alten Sofas ihre Beine in gut sitzenden Anzügen übereinander geschlagen: très chique!

In Raum 111 sitzt Xin Zhou, die dieser ganze Zirkus unbeeindruckt lässt. Vom guten Ruf der berühmtesten deutschen Kunsthochschule allerdings war sie schon angetan, als sie noch in Peking Kunst studierte. Sie wusste um das Renommee der Künstler, die in Düsseldorf gelernt haben, lehren oder beides: Jörg Immendorff, Gerhard Richter, Sigmar Polke, AR Penck, Joseph Beuys. Vor vier Jahren zeichnete das chinesische Kultusministerium Xin als eine der zwanzig besten Kunsthochschul-Absolventinnen Chinas aus – dann lud die Kunstakademie sie und ihren Mann, ebenfalls Maler, als Meisterschüler nach Düsseldorf ein. „Wir sind erst mal ganz viel in Museen gegangen“, sagt Xin, „so haben wir uns an das Leben hier gewöhnt.“ Jetzt bildet sie es selber ab, das Leben hier, das sie auf den Straßen von Düsseldorf beobachtet. Eine Familie betrachtet Xins Radierungen von Menschen unter Regenschirmen. Der Vater mustert die Anwesenden: Wer könnte dieses Werk geschaffen haben? Nur kurz streift sein Blick Xin, um dann an einem Mädchen mit verwegendem Fetzenmantel hängen zu bleiben – so sehen die doch aus, diese Künstler, oder? Vor dem Fenster steht der Austernimbiss, irgendwo dahinter liegt die Königsallee mit den Nobelboutiquen und Banken, die jeden Samstag so überfüllt ist wie die Kunstakademie nur heute. „Es ist nicht leicht, aber ich kann von der Kunst leben“, sagt Xin und lacht über den Ruf von Düsseldorf als oberflächliche Modestadt, „ich würde einfach sagen, die Menschen hier leben gut.“



**ANNA SHIRIN WAHLE, 23,
FILMREGISSEURIN**

Dieses Jahr wird sie ihr Regiestudium an der Internationalen Filmschule Köln beenden. Für ihren Kurzfilm „Tanzen mit Paul“ erhielt Anna Shirin Wahle 2003 den Jurypreis beim Filmfest der Heinrich-Heine-Universität und im vergangenen Jahr für „Eins zu Eins“ einen Publikumspreis auf dem Festival short cuts cologne.

„Mit dem Bergischen Land, wo ich aufgewachsen bin und immer noch regelmäßig meine Eltern besuche, verbinde ich viel Unschönes: sich allein, eingeschränkt und fremd fühlen. In einer Dorfgemeinschaft gibt es diese soziale Kontrolle. Die verlangt zum Beispiel, dass die Leute sich jeden Abend in der Dorf-kneipe betrinken, weil das da nun mal so ist. Man kann das auch positiv auslegen, von wegen Gemeinschaftssinn. Aber viele wären besser dran, wenn sie sich mal raustrauen wür-

den, vor allem viele Frauen. Ich will an einem Ort leben mit Menschen, die auch auf der Suche sind, solche, mit denen ich mich austauschen kann. Deshalb bin ich nach dem Abi nach Köln gegangen. Aber da war auf einmal so viel los, dass ich das Gefühl hatte, verloren zu gehen. Die vielen einsamen Menschen, die sonntags in Cafés sitzen und Zeitung lesen, waren meine ersten Eindrücke – wahrscheinlich, weil ich mich selbst ähnlich gefühlt habe. Jetzt bin ich drei Jahre hier und Köln ist für mich zu Hause. Das Schöne an Köln ist, dass es irgendwann auch ein Dorf ist: Ständig begegnet man allen wieder und dann kannst du auch nicht mehr verloren gehen.

Im Moment bin ich sehr froh, hier auf die Filmhochschule zu gehen. Ich glaube, an den Filmhochschulen in Köln, Dortmund, Bochum ist gerade viel Potenzial, um wirklich spannende Filme zu machen, neue Filme. Für die ist es aber auch langsam Zeit.

Um Köln herum mag ich die unterschiedlichen Landschaften, die vielen Gesichter. Ich

liebe die Tannenwälder im Sauerland, wo meine Oma wohnt. Und ich bin gerührt, wenn sie morgens ihre Kreuzworträtsel löst, weil ich dann denke, dass das Leben so einfach sein kann. An Nordrhein-Westfalen mag ich das Ruhrgebiet, wo sich wie Weintraubenreben die Städte aneinander ballen. Eine davon, Leverkusen, besteht fast nur aus dem Pharmakonzern Bayer. Ich mag, dass es mir noch nicht langweilig geworden ist, weil ich vieles noch nicht kenne, und dass man in drei Stunden am Meer ist. Was ich nicht mag, sind innerstädtische Einkaufsmeilen und die Menschenmassen, die ihre Freizeit mit Einkaufen verbringen; und die Multiplex-Kinos und diese Neubausiedlungen, wo hundert gleiche Häuser stehen – gruselig. Ich finde, es ist an der Zeit, dass alles wieder ein bisschen langsamer wird. Altmodischer. Sonst rennen wir irgendwann ins Nichts. Dann sieht alles überall auf der Welt gleich aus. Das ist dann das globale Dorf. Aber das ist ja nicht nur in Nordrhein-Westfalen so, sondern leider überall in Deutschland.“



TILMAN PESCHEL, 28, FOTOKÜNSTLER

Im Auto mit Tilman Peschel. Ein alter Volvo-Kombi. Hinten drin Gerümpel, Stangen, Rohre, Latten. „Das beste Auto, da passen alle Bilder rein“, sagt Peschel und fährt los, sehr langsam, ist ja fast alles 30er-Zone auf dem Weg nach Köln-Dünnwald. In Dünnwald hat Tilman Peschel von der Stadt ein Atelier zur Verfügung gestellt bekommen, einen hohen, hellen Raum. „Ohne dieses Atelier würde es gar nicht mehr gehen“, sagt er. Auch hier liegen überall Latten, Rohre, Stangen. Tilman Peschel muss viel basteln. Für seine Kunst baut er kleine Festungen, Seilbahnen und Seifenkisten. Diese Dinge stellt er in die Natur, wie auf eine Bühne, setzt sich vielleicht noch hinein und fotografiert. Bilder, in denen der Betrachter die vollendete Natur mit der Seltsamkeit der Menschentechnik vereinbaren muss. Das sind Peschels Draußen-Bilder, die er im Schwarzwald produziert, hinter dem Ferienhaus seiner Eltern. Die Drinnen-Bilder sehen anders aus, zum Beispiel so: eine aufgeblasene Latexkugel, in der schemenhaft ein Mensch zu erkennen ist. „Kreisatmung“ heißt diese mehrteilige Fotoarbeit. „Ich analysiere diffuse Gefühlszustände, die nur im Bild eine klare Form bekommen. Für mich körperlich erlebbar gemacht und vielleicht auch für den Betrachter.“ Dass er Künstler werden wollte, war Tilman Peschel früh klar. Auf der Kölner Kunsthochschule

für Medien erfuhr er in der Klasse von Professor Klauke bestmögliche Förderung. „Es ist wichtig, dass man in seiner Kunst von außen bestärkt wird.“ Diese Bestärkung lässt auch nach dem Studium nicht nach: Gerade erhielt er das hochdotierte Villa-Aurora-Stipendium, verbunden mit einem Aufenthalt in Kalifornien. Eine Kölner Galerie stellt seine Werke aus und die Arbeit „Kreisatmung“ war schon in verschiedenen Magazinen zu sehen. „Ich muss aufholen, was die ganze Öffentlichkeitsarbeit betrifft“, sagt Peschel, „meiner Kunst bin ich mir mittlerweile sehr sicher. Aber bei der Vermarktung kann ich noch einiges lernen. Als Künstler betreibt man eine Ein-Mann-Firma.“ Peschel fährt langsam und spricht über den Kunstverein in seiner Heimatstadt Freiburg, wo er unbedingt einmal ausstellen möchte. „Interessanter Ausstellungsraum dort, ein altes Schwimmbad, das würde sich perfekt für meine Arbeiten eignen.“ Warum er dann nicht dort ausstellt? Er zögert. „Im Moment muss ich mich wieder um die Realisation langer gereifter Bildideen kümmern.“ Er lacht. „Außerdem will man im Kunstverein Freiburg vielleicht noch gar nicht einen jungen Hund wie mich alleine spielen lassen.“ Vielleicht noch nicht. Aber bald.

Tilman Peschel wird von der Galerie Binz & Krämer in Köln vertreten. Weitere Infos: www.galerie-binz-knaemer.de



MARLIN DE HAAN, 27, THEATERREGISSEURIN

Gerade hat sie das erste Mal ein Stück auf einer großen Bühne inszeniert: „Philotas“ von Gotthold Ephraim Lessing läuft am Schauspielhaus Bochum, einem der bedeutendsten Theaterhäuser Deutschlands.

Was für Theaterstücke funktionieren im Ruhrpott?

Als ich mal mit Tana Schanzara gearbeitet habe, die so eine richtige Ruhrpott-Schauspielerinnen-Ikone ist, hat die immer zu mir gesagt: „Mausi, wadd die Leute wollen, datt muss lustig sein und mit viel Musik!“ Und die Abende, an denen wir so was aufführen, sind auch wirklich immer rappendvoll. Dafür gibt es im Pott fast keine kleinen „Off-Theater“ wie etwa in Köln oder Berlin. Das interessiert die Leute einfach nicht.

In der Nachkriegszeit haben sich ausgerechnet Zecharbeiter im Pott als Theaterfreunde erwiesen. Was für ein Publikum habt ihr denn heute?

Es sind meistens die Besserverdienenden, die regelmäßig kommen. Viele, die zu Hause bleiben, haben noch ein vermufftes Bild vom Theater. Die denken, man müsste vorher den kompletten Schauspielführer quergelesen haben. Leichte Kost wie Fernsehen ist denen lieber. Sie sind es gewohnt zu konsumieren. Sie wissen, dass im Pott alles immer auf einem Haufen, ganz dicht beieinander ist, dass man jeden Einkauf in einer Tour erledigen kann. Theater ist in deren Köpfen mit Anstrengung verbunden.

Glaubst du, es gibt Stücke, die nur im Pott funktionieren?

Vielleicht der „Starlight Express“, der läuft hier ja schon seit 20 Jahren. Aber das ist ja auch mit Musik und Tanz.



**GITARRIST CHRISTIAN GÖTZER, 29, SCHLAGZEUGER
MARC BAUMANN, 29, VON DER BAND ASTRAKID**

AstraKid kommen aus Datteln und machen Indie-Rock mit deutschen Texten. Gerade haben sie ihr drittes Album aufgenommen, „Stereo“. Die vier Bandmitglieder wohnen in Bochum, Essen und Datteln. Ein Gespräch über Kindheit im Ruhrgebiet.

Marc: In meiner Verwandtschaft war die Arbeit mit Kohle und Stahl noch sehr verbreitet. Ist auch lustig auf Familienfotos von früher: Vielen fehlt ein Bein oder ein Arm, die Hälfte war immer schon im Vorruhestand. Das waren alles richtige Arbeiter. Mein Opa war sogar Steiger. Ich war eigentlich der Erste, der das Abitur gemacht hat. Fanden aber alle gut.

Christian: Bei mir in der Verwandtschaft war das nicht mehr so. Aber ich kann mich erinnern, dass wir als Kinder durch die Löcher in den Zäunen auf die stillgelegten Zechengelände gegangen sind, zum BMX-Fahren. Und im Winter hingen an den Kühltürmen immer so riesige Eiszapfen, super!

Marc: Das andere Thema, an das ich mich seit

Kindertagen erinnern kann, ist Fußball. Bei mir geht durch die Familie ein richtiger Schalke-Dortmund-Riss. Da wird ein Spiel heiß diskutiert, als wenn einer gestorben wäre.

Christian: Fußball ist wirklich das Wichtigste.

Marc: Na ja, sonst war in Datteln ja auch nicht so viel los.

Christian: Immerhin ist Datteln doch größter Kanalknotenpunkt Europas!

Marc: Deshalb haben wir ja auch eine Heimatymne geschrieben, die „Am Kanal“ heißt.

Christian: Ist leider noch nicht so bekannt wie der „Der Mond von Wanne-Eickel“.

Marc: Aber dafür besser.

Christian: Weggehen konnte man in Datteln nicht so richtig. Es gab nur diese eine Disco,

das „St.Tropez“ – hieß die so?

Marc: Die heißt jetzt „La Bamba“. Wenn wir da hin sind, haben wir vorher hausgemachten Baileys getrunken.

Christian: Und in der Disso dann: Amaretto-Pflicht!

Marc: Später ist man dann nach Dortmund ins „Soundgarden“ gefahren, zum Heavy-Metal-Abend.

Christian: An mein erstes Konzert kann ich mich nicht mehr erinnern, waren das die Simple Minds in der Dortmunder Westfalenhalle?

Marc: Ich glaube, bei mir war es in Köln.

Christian: Köln ist in der Kindheit weit weg. Eigentlich denkt man nie dran, bis man ein Auto hat. Essen ist die beste Stadt im Ruhrgebiet. Klein, grün. Okay, ich wohne auch da.

Marc: Essen? Ist doch schrecklich.

Weitere Infos: www.astrakid.de

Die Schriftstellerin Ulla Lenze, die Violoncellistin Lena Wignjosapatro und die Tänzerin Lotte Rudhart auf www.fluter.de

Erfolgswelle

Wenn junge Menschen in NRW das Radio einschalten, entscheiden sie sich meistens für Eins Live. In diesen Tagen feiert der WDR-Sender seinen zehnten Geburtstag. Aber warum ist er so beliebt? *Text: Simone Wans Foto: Susanne Wegele*



Irma Simon aus Eisenberg in Rheinland-Pfalz ist 77 Jahre alt und hatte mit Radio nicht mehr zu tun, als dass sie eines in der Kochnische ihres Apartments aufgestellt hatte. Dann aber kam vor anderthalb Jahren ihr Durchbruch. Ein amerikanisches HipHop-Magazin meldete, dass Eminems Mutter in Amerika angeblich eine Fernsehshow bekomme. Und wenn dem so ist, dachten sich die Macher von Eins Live, dann bekommt die Oma von Moderator Michael Dietz eben eine eigene Radioshow. Am nächsten Tag schon reiste sie von der Pfalz nach Köln und plauderte eine Stunde lang live darüber, dass Enkel Michael früher den Außenspiegel ihres „schönen Kadettchens“ abgebrochen habe. Der Besuch von „dem Dietz seiner Oma“ war bei den Hörern ein großer Erfolg. Die Geschichte von Oma Irma sagt viel über die Philosophie der jungen WDR-Welle Eins Live, die die erfolgreichste ihres Genres in Deutschland ist.

Die Themen sollen frisch klingen, ohne dabei eine heile Welt zu heucheln. Die Präsentation soll locker, aber nicht anbiedernd sein. Komplizierte Sachverhalte sollen verständlich dargestellt werden: Wenn über die Vor- und Nachteile von Hartz IV gesprochen wird, dann müssen junge Arbeitslose zu Wort kommen. Beim großen Thema EU-Osterweiterung reiste eine Reporterin zwei Wochen lang durch Mittel- und Osteuropa. Die Hörer bestimmten, wo sie mit ihrem Reportagewagen hinfuhr und welche Aufgaben sie dort lösen musste. Weil die Esten beispielsweise Sauna-besessen sind, musste sie dort eine Saunaparty organisieren.

Gerne werden aktuelle Themen mit Sinn für das Komische aufbereitet. Aber auch klassische Radioformen wie einstündige Reportagen, Hörspiele und Lesungen finden ihren Platz im Programm. Insgesamt schafft Eins Live es so, sich von den privaten Sendern abzugrenzen. „Ein Programm muss einfach auch vernünftige journalistische Inhalte bieten“, sagt der jetzige Programmchef Jochen Rausch.

Mehr als 2,5 Millionen Menschen schalten täglich in NRW den Sender ein, der vor zehn Jahren aus WDR1 hervorging. Beim Start von Eins Live hätte niemand mit diesem Erfolg gerechnet. Damals erreichten die privaten Lokalradios mehr Hörer unter dreißig als alle WDR-Wellen zusammen. Der Sender stand

zwar für Glaubwürdigkeit, Kompetenz und Seriosität, aber ihm hafteten auch Attribute wie langweilig, altmodisch und verstaubt an. Den Entscheidern von damals war klar: Nur ein kleiner Relaunch reicht nicht. „Die Ankündigung einer WDR1-Reform hätte bei der Zielgruppe ebenso wenig Aufsehen erregt wie ein neues 4711-Kölnischwasser für Teenies oder Biovital-Werbung in Schulen“, stellte der damalige Programmchef Gerald Baars fest. Es entstand eine vollkommen neue Welle, die wieder Hörer vor die Radios zog. Mittlerweile hört so gut wie jeder Zweite unter dreißig in NRW Eins Live.

Als bekannt wurde, dass WDR1 aufgelöst wurde, war die Kritik in der Presse groß. „Die machen jetzt auch auf Privatradio und dann läuft da nur noch DJ Bobo und Phil Collins, hieß es“, erinnert sich Musikchef Stephan Laack. „Insofern war uns von Anfang an

„Dem Dietz seine Oma“ ist immer noch dabei.

wichtig, auch auf kantige, schräge Sachen zu setzen und vor allem deutsche Musik zu spielen und zu fördern“, so Laack.

Heute sagen Kritiker, dass Eins Live nur deshalb so erfolgreich ist, weil kein anderer Sender der Republik in dieser Sparte so wenig Konkurrenz hat. „Allerdings“, hält Laack dagegen, „hatte auch die Vorgängerwelle WDR1 keine Konkurrenz und war trotzdem nicht erfolgreich.“

Die Musik macht bis zu 75 Prozent des Programms aus und spaltet bis heute die Geschmäcker. „Grundsätzlich hat sich in den letzten zehn Jahren in unserer Ausrichtung nichts verändert. Wir vollziehen immer noch den Spagat zwischen Mainstream auf der einen und Innovation auf der anderen Seite“, sagt Laack. Bei dem Festival „Das erste Mal“, das der Sender einmal Jahr veranstaltet, bekommen Newcomer eine Bühne. Mit der „Eins Live Krone“ wird jedes Jahr die beste deutschsprachige Musik geehrt – und zwar von den Hörern. Bei den vom Sender erfundenen Radiokonzerten spielen Bands wie Mercury Rev oder Franz Ferdinand vor einer Hand voll von Zuschauern, die die Karten gewonnen haben.

Bei der Frage nach dem Erfolg von Eins Live sind auch die Moderatoren von entscheidender Bedeutung. Sie entsprechen keinem bestimmten Schema, sind so bunt zusammengewürfelt wie die Hörer selbst. „Wir wollen Persönlichkeiten“, erläutert Wortchef Uli Krapp. „Eins Live ist immer anders – wie ein Golf, der immer wieder von anderen Leuten gefahren wird.“

Deshalb klingen die Sendungen je nach Moderator ganz unterschiedlich. Das Spektrum reicht von charmant-durchgeknallt über bisig-provokant bis hin zu den Musik-Nerds, die etwa in der Spezialsendung „Kultkomplex“ neue Platten vorstellen. Nachts hält der Lebensberater Jürgen Domian seine öffentliche Sprechstunde ab. Er bekommt selbst dann keinen Lachkrampf, wenn er hört, dass ein Typ seine Freundin am Valentinstag mit einer Rose im erigierten Penis erwartet hat. Stattdessen antwortet er: „Oh ja, da ist man als junges Mädchen natürlich geschockt, da wäre ich aber auch geschockt!“ Für seine Sendungen hat Domian den Bundesverdienstorden bekommen.

Egal ob bei Konzerten, Moderatoren oder bei der Recherche von Themen: Es wird darauf geachtet, dass das Programm nicht nur für die Menschen in Köln, sondern in ganz NRW interessant bleibt. Deshalb gibt es über das ganze Sendegebiet verteilt Konzerte und deshalb kommen Leute aus Essen, Paderborn und Bielefeld genauso zu Wort wie Düsseldorf oder Kölner. Studien zeigen, dass die Hörer dadurch das Gefühl haben, der Sender sei ganz nah bei ihnen. „Eins Live bringt immer etwas Besonderes in die Stadt oder aufs flache Land“, sagt Krapp. Bestes Beispiel ist hier das Schulduell. Bei dem Duell müssen die Schüler einen Lehrer auswählen, der mehr Fragen als andere Lehrer beantworten kann – und zwar aus Bereichen, die vor allem die Schüler interessieren. Der Lehrer, der sich am besten auskennt, gewinnt. Am Anfang haben sich achtzig Schulen aus NRW beworben, gegeneinander anzutreten, mittlerweile sind es rund 250. Auf die Gewinner des nächsten Duells wartet ein Konzert mit Silbermond.

„Dem Dietz seine Oma“ findet solche Aktionen auch eine gute Sache. Sie taucht immer noch regelmäßig im Programm auf, weil ihr Enkel sie zu allen möglichen Themen anruft. Nur Silbermond mag sie nicht so gern, sie mag lieber Musik zum Schunkeln.

Der liebe Gott ist nicht so.

Wie sich der Kölner von der Wiege bis zur Bahre durchs Leben klüngeln kann.

Text: Johannes Nitschmann

Illustration: Ruzi



„Et hätt noch immer jot jejang.“

Der Kölner ist nicht fromm, aber gottesfürchtig. Sicher ist sicher: Bei der Taufe des Erstgeborenen steht entweder der Präsident des Karnevalsvereins oder der Vorsitzende des Kegelclubs Pate. Der Täufling trägt traditionell dessen Vornamen. Bei dieser Vereinsmeierei sterben Pitter und Jupp nie aus. Im Unterschied zur reinen katholischen Lehre von Himmel und Hölle glaubt der Kölner schon am Anfang seines Lebens an ein gutes Ende. „Et hätt noch immer jot jejang.“

„Wat fott es, es fott.“

Im Schatten der Domtürme bemüht sich der Kölner, nach den Zehn Geboten der römisch-katholischen Kirche zu leben, hat sich sicherheitshalber aber ein elftes gegeben: „Ausnahmen bestätigen die Regel!“ Dabei beruft er sich auf einen legendären Kirchenführer. In seiner Silvesterpredigt am 31.12.1946 hat Kardinal Josef Frings „den Diebstahl zum Überleben“ gerechtfertigt. Seither geht der Kölner nicht klauen, sondern „fringsen“ – mit dem Segen der Kirche. „Wat fott es, es fott.“

„Mer kenne uns. Mer helfe uns.“

Karneval, Kölsch und Klüngel – dieses Dreigestirn kennzeichnet die

kölsche Lebensart. Humorlos hat der Soziologe Erwin K. Scheuch den Klüngel als „Vorteilsnahme unter Cliquen“ verurteilt. Auch der frühere Kölner Regierungspräsident Franz-Josef Antwerpes versteht keinen Spaß. Er rückte den Klüngel sogar in die Nähe der Korruption. „Eine Hand wäscht die andere zu Ungunsten eines Dritten.“ Aber Antwerpes ist ein „Imi“. So nennt der Kölner jemanden, der in seiner Stadt wohnt, aber nicht aus seiner Stadt stammt. Die Eingeborenen lernen das Klüngeln bereits in der Kinderkrippe. „Mer kenne uns. Mer helfe uns.“ Mit diesem Zweisatz hat der einstige Kölner Oberbürgermeister und spätere Bundeskanzler Konrad Adenauer den Klüngel definiert. Der Kölner ist sich selbst genug. Hinter der Deutzer Eisenbahnbrücke zog Adenauer stets die Gardinen der Zugfenster zu. Sobald er aus der heimeligen Domstadt heraus war, kroch in dem Alten die Kälte hoch. „Jetzt kommen wir nach Sibirien!“

„Drink doch ene met!“

Köln ist eine Millionenstadt, in der es saust und braust. Aber jeder schunkelt mit jedem. Eine wahre Wärmestube. Die Kleinen feiern in den „School- und Veedelszöch“, der karnevalistischen Kaderschmiede für den Rosenmontagszug. Die Erwachsenen lassen es im „Gürzenich“ krachen, dem Narrentempel der Stadt. „Drink doch ene met,



stell dich nit esu an!“ Die Geselligkeit ist das Schmieröl des Klüngels. In Karnevalszeiten wird morgens auf der Herrentoilette des „Gürze-
 nich“ zwischen Politikern und Bauunternehmern vorausschauende
 Stadtplanung gemacht. Einzig und allein zum Wohle Kölns. „Klün-
 gel darf niemandem schaden, aber möglichst vielen nützen“, lautet das
 Credo des früheren Kölner Oberbürgermeisters Norbert Burger. Für
 Burger ist Klüngeln nichts anderes als „das Ausräumen von Schwier-
 igkeiten im Vorfeld von Entscheidungen“.

„Et es, wie et es.“

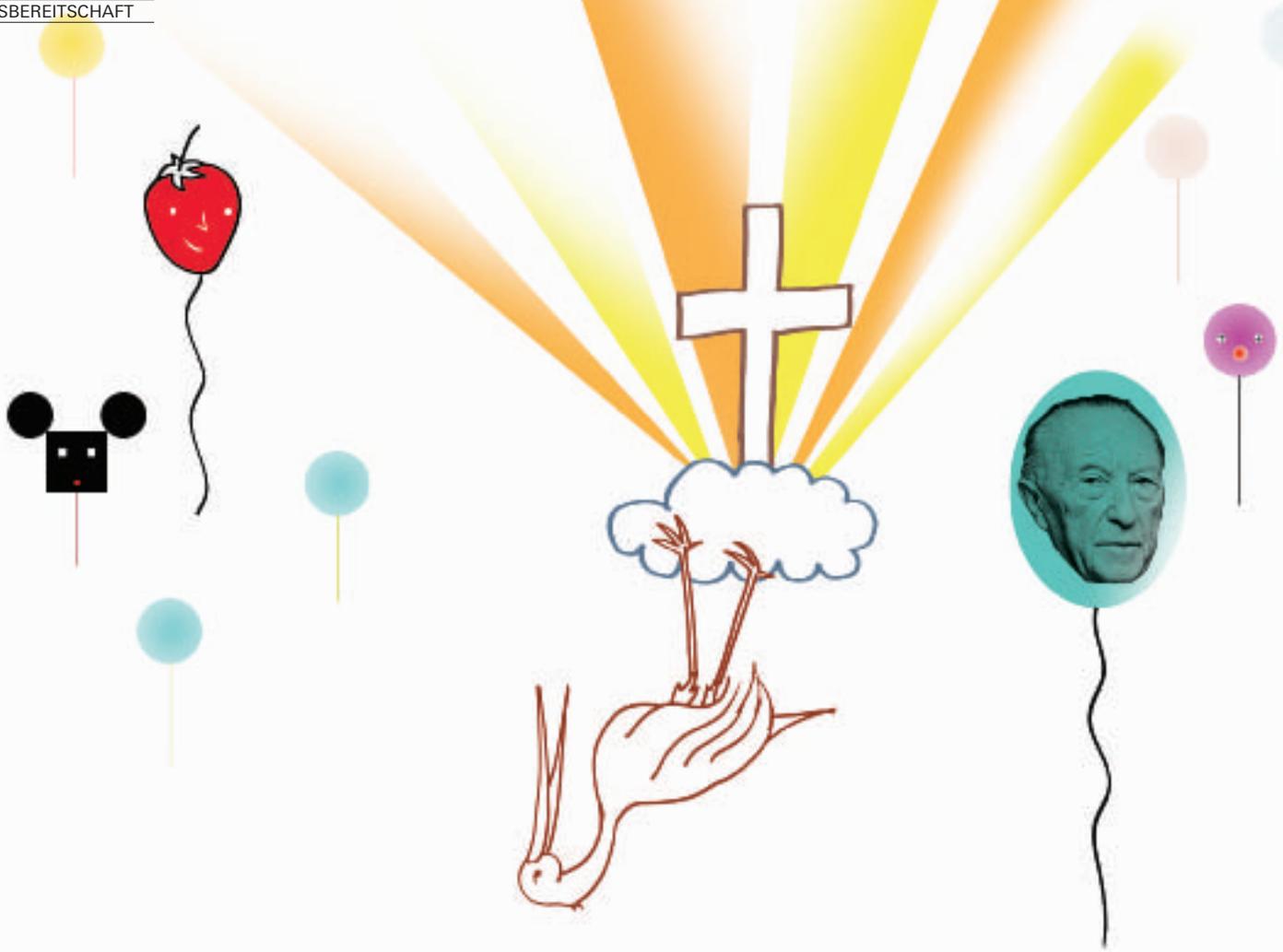
Spötter behaupten, Köln habe so manche Sehenswürdigkeit alleine
 dem Klüngel zu verdanken. Die 800 Millionen Mark teure Müllver-
 brennungsanlage im Stadtteil Niehl, bei deren Bau nach den Fest-
 stellungen der Staatsanwaltschaft mindestens 25 Millionen Mark
 Schmiergeld flossen, kann damit kaum gemeint sein. Hier haben kei-
 ne harmlosen Klüngler, sondern knallharte Korruptis gefingert. Aber
 das mit der Müllfabrik ist ein weites Feld. Nach deren Fertigstellung
 tauchten bei deren Baufirmen plötzlich Kommunalpolitiker zur Kol-
 lekte auf und kassierten „Dankeschön-Spenden“ für ihre Parteikas-
 se ab. Fringsen wird jedenfalls anders buchstabiert. Aber für den Köl-
 ner war das nicht wirklich eine Affäre. „Et es, wie et es.“

„Et kütt, wie et kütt.“

Ein filigraner Klüngler war Konrad Adenauer. Im Jahre 1926 sollte in
 Köln-Mülheim eine Brücke errichtet werden. Nach der Ausschrei-
 bung gaben die Preisrichter einer unpräntiösen Bogenbrücke den
 Zuschlag. Das missfiel dem Oberbürgermeister Adenauer. Er ließ
 Gerüchte über sumpfige Bodenverhältnisse lancieren, in denen die
 Stützpfiler der Bogenbrücke keinen Halt fänden. Später hat Aden-
 auer entschieden bestritten, Urheber solcher Gerüchte zu sein. Aber
 da lief die Sache längst in seinem Sinne. Sogar die Kommunisten im
 Stadtrat überzeugte der Katholik Adenauer – mit Lobeshymnenauf
 die Hängebrücke von Leningrad. Nach einer erneuten Ausschrei-
 bung votierte das Preisgericht für die schucke Hängebrücke. Die
 war von einem Kölner Architekten entworfen und später maß-
 geblich von in der Domstadt ansässigen Firmen gebaut worden.
 Jahrzehntelang teilten sich zwei Unternehmen einträchtig die Ma-
 lerarbeiten an der Mülheimer Brücke. Der Legende nach strich die
 rechte Seite der CDU-Lackierer und die linke Seite pinselte der
 SPD-Maler an. „Et kütt, wie et kütt.“

„Echte Fründe stonn zesamme.“

Zum Finale ihrer Sitzungen stimmen die Kölner Karnevalisten ger-



ne ihre Hymne auf Vetternwirtschaft und Vereinsmeierei an. „Echte Fründe stonn zesamme.“ Freunde, die durch dick und dünn gehen, haben sich seit 1894 in der Karnevalsgesellschaft „Große Mülheimer“ auf der rechten Kölner Rheinseite zusammengeschlossen. Die Freundschaftsdienste unter den Narren sind angeblich weiter gegangen, als die Polizei erlaubt. Über ihr Beziehungsgeflecht bei Behörden und Banken sollen sich die jecken Klüngler TÜV-Plaketten für Autos, Genehmigungen für Handwerksbetriebe und Kredite ohne entsprechende Sicherheiten zugeschanzt haben. Da war für die Staatsanwälte in der Karnevalshochburg Schluss mit lustig. Gegen über zwanzig Karnevalisten der „Großen Mülheimer“ läuft seit zwei Jahren ein umfangreiches Strafermittlungsverfahren. „Es ist ein Ritt durch das gesamte Strafgesetzbuch“, sagt Staatsanwalt Siegmund Raupach über die Karnevals-Connection. „Da hat eine Hand die andere gewaschen.“

„Kenne mer nit, bruche mer nit, fott domet.“

Es gibt Klüngler, die ihre Absprachen formlos per Handschlag treffen. Andere wiederum sind richtige Buchhaltertypen. Dazu gehörten jahrzehntelang auch die Strippenzieher im Rathaus. In langen Listen schrieben sie auf, welcher Posten in den städtischen Unternehmen und

der Stadtverwaltung den jeweiligen Parteien zufallen soll. Der Klüngler hat es gerne schwarz auf weiß, was er dafür bekommt, wenn er dem anderen etwas zukommen lässt. Sicher ist sicher. Für die Zusammenarbeit der Parteien im Rathaus war das kein Schaden. Je länger sie miteinander kungelten, desto besser verstanden sie sich. Es entstanden enge Freundschaften über die politischen Strömungen hinweg. Die Köln-Fraktion war geboren. „Wir kennen keine Parteien mehr, wir kennen nur noch Kölner!“ Als die Grünen ins Rathaus einzogen, war die Harmonie dahin. Den Alternativen fehlte anfangs der Durchblick. Sie verlangten „Transparenz“. Das ging den alteingesessenen Strippenziehern zu weit. „Kenne mer nit, bruche mer nit, fott domet.“ Bald hatten die Grünen verstanden. Inzwischen klüngeln sich auch die Ökopaxe durch die farbigsten Rathauskoalitionen.

„Et blieb nix, wie et wor.“

Ohne Fleiß kein Preis. Der versierte Klüngler ist Frühaufsteher. Ein ausgeschlafener Typ. Er hat einen akademischen Beruf und – wenn es gut läuft, arbeitet er an einer Hochschule als Honorarprofessor. Die Parteifreunde machen's möglich. Dafür muss der professionelle Klüngler schwer schuften. Im Kreisvorstand seiner Partei, als Ratmitglied und in seiner Fraktionsführung. Wenn er sich dabei viele Freunde macht,



Danke
schön

kommt er früher oder später kaum um ein Landtags- oder Bundestagsmandat herum. Dann wird es zeitlich ziemlich eng. Denn weitere Arbeit wartet auf unseren multiplen Strippenzieher: im Aufsichtsrat der städtischen Energiegesellschaft, im Beirat der Vermögens- und Verwaltungsgesellschaft, in der Stiftungsgesellschaft zur Pflege des Arbeits- und Wirtschaftsrechts, beim örtlichen Eishockeyklub, im Förderverein des städtischen Gymnasiums und bei der Katholischen Arbeitsgemeinschaft für Familienerholung. Irgendwann verliert er bei all den Terminen und Mandaten die Übersicht, rutscht in die eine oder andere Korruptionsaffäre hinein. Aber Kölner Staatsanwälte sind keine Unmenschen. Nach monatelangen Ermittlungen stellen sie ihr Strafermittlungsverfahren gegen eine Geldauflage von einigen zehntausend Euro ein. Schließlich habe unser Promi-Klüngler schon durch die Ermittlungen „persönlich und in seinem politischen Wirken“ gelitten, wie es in der Pressemitteilung der Staatsanwaltschaft zu einem Urteil hieß. Eine kölsche Lösung, eine neue, moderne Rechtsphilosophie. „Et bliev nix, wie et wor.“

„Dä leeve Gott is nit esu.“

Vor dem Jüngsten Gericht hat der Kölner keine Furcht. Im Jenseits lautet sein Credo: „Dä leeve Gott is nit esu.“



Werd doch Online-Redakteur/in!

Du kannst so schreiben, dass andere es lesen? Dann schreib, was du kannst als **Online-Redakteur/in** bei fluter.de in Berlin. Mehr dazu im Web.

Doch das ist nicht deine einzige Chance:

Label-Assistent/in bei out here records, München
TV-Reporter/in bei polylux/absolut, Berlin
Trendforscher/in bei Kreativphase, Hamburg
Sales Manager/in bei El Puente, Nordstemmen

Du kannst Profis aus Marketing, Medien und dem Fairen Handel über die Schulter schauen und dabei Fair Trade-Experte werden – für Sozialstandards und nachhaltige Produktion auf der ganzen Welt.

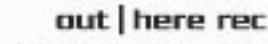
Jetzt bewerben bis 31. Mai 2005
www.fairjobbing.net



Probier d'ich aus! Was hast du drauf?
Für alle zwischen 16 und 24.

Chancen, Trends, Aktionen im Fairen Handel
Come in – go fair!

FairJobbing-Partner





Den Kernkraftgegnern sei Dank: Was in Kalkar am Niederrhein als Atomkraftwerk geplant war, ist heute ein Vergnügungspark.

Kommste klar?

Vier Fragen im Heft und vier im Internet – wer kennt sich aus im bevölkerungsreichsten Bundesland?

An welche zwei Nachbarländer grenzt NRW im Westen?

- j) Polen und Tschechien
- k) Niederlande und Belgien
- l) Schweden und Norwegen
- m) Südkorea und Japan

Welcher dieser Fußballvereine aus NRW spielt in der 2. Bundesliga?

- a) Rot-Weiß Oberhausen
- b) Blau-Weiß Bergdorf
- c) Grün-Gelb Meppen
- d) Lila-Rosa Homburg

Welches Tier zeigt das Landeswappen von NRW?

- q) Elefant
- r) Pferd
- s) Schnabeltier
- t) Manta

Wie heißt der amtierende Ministerpräsident Nordrhein-Westfalens?

- m) Kalle Bergglück
- n) Peer Steinbrück
- o) Atze Felsstück
- p) Willi Hunsrück

Notiere die vier Buchstaben der richtigen Antworten.

Vier weitere Fragen erhältst du in Teil zwei des Rätsels unter www.fluter.de. Dort erfährst du auch, was es zu gewinnen gibt.

Das gesuchte, acht Buchstaben lange Lösungswort, beschreibt einen in NRW populären Brauch.

Schicke die Lösung an:

gewinnen@fluter.de

oder an:

Redaktion und Alltag

Stichwort: fluter-Rätsel

Pasteurstraße 8 / 10407 Berlin



Alles o.k. in NRW?

- Künstliches Licht:**
Der Schriftsteller Rolf Dieter Brinkmann brachte Beat in die deutsche Literatur.
- Schicht im Schacht:**
Günther Wallraff veränderte den Journalismus.
- Stories von Rhein und Ruhr:**
fluter-Leser/innen stellen ihre Heimatstadt vor.
- Auf den Straßen von Wuppertal:**
Junge Videoaktivistinnen und -aktivisten und ihre Themen
- Heimkino:**
Alice in den Städten.
- fluter.de im Mai:**
Spiele – Zeitverschwendung, Mutproben, Levelbosse.
- Auf Achse mit fluter.de im Juni:**
Wie mobil bist du?

Aufgepasst:
Dein Abo läuft bald aus.

Ein fluter-Abo läuft nach vier Ausgaben aus.
Wenn es bei Dir so weit ist, wirst Du an dieser Stelle erfahren,
wie einfach eine Abo-Verlängerung funktioniert.

Das nächste Heft erscheint im Juni 2005 mit dem Thema:

Freiheit

Leserbriefe bitte an:

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung
SV Medien - Service GmbH
Emmy-Noether-Straße 2, Bauteil E
80992 München
leserbriefe@heft.fluter.de

Abos:
www.fluter.de/abo
Tel.: 0 52 51/153-180 oder Fax: 0 52 51/153-190